

# DISKUS

Aus dem Inhalt:

Zum Tagebuch der Anne Frank —  
Vom Sinn der Geschichte — Tam-  
Tam Schwarz — „... nach Córdoba  
komme ich nie“

## FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

7. Jahrgang — Heft 5 — Preis 10 Pfg.

Juni 1957

Verlagsort Frankfurt a. M.

### Kontaktschwierigkeiten

Keine Zeitung und keine Rundfunkstation hierzulande, die nicht in das allgemeine Empörungsgeschrei und Wehklagen über das jüngste Reiseverbot der Pankower Regierung für die Jugend und speziell die Studenten der DDR eingefallen wäre. Nach Aussagen des Staatssekretärs für Hochschulfragen, Dr. Wilhelm Girnus, gibt es natürlich kein Verbot, sondern man wolle die Reisen mitteldeutscher Studenten nur unter Kontrolle nehmen, auf daß sich die Eleven der Wissenschaft nicht in den Netzen westlicher Geheimdienste verstricken. Nicht nur der Experte weiß, daß es sich bei solchen Kontrollen kommunistischer Provenienz um höchst reale Gesetze handelt, die man sich als solche nicht vorzustellen wagt. Noch deutlicher zeigt sich der Charakter solcher Kontrollen an jenen penetranten Selbstverpflichtungen irgendwelcher gutwilliger Erstsemestler, die auf derlei Erlasse unmittelbar und unweigerlich zu folgen pflegen: „... werde ich mich dafür einsetzen, daß kein Student dieses Seminars in den Ferien nach Westdeutschland fährt.“ „Kein Freund aus unserer Gruppe wird in diesen Sommerferien nach Westdeutschland fahren.“ Dazu natürlich die antiquierten Vokabeln Feind, Imperialisten, Mordhetzer, schmutzige Wühler etc. etc.

Derart betrachtet, hat es sein gutes Recht, wenn man im westlichen Deutschland einestheils empört, andererseits traurig ist über das Neuenliche herunterseit das Auseinandergehen. Es ist auch nicht zum Schaden, wenn der VDS oder andere Stellen Protesttelegramme nach Pankow schicken. Aber das allein genügt nicht. Denn solange es den Potentaten der DDR so erscheint, als ginge ihnen ihre mühsam und unter großen Opfern hochgezogene, junge Intelligenz durch die Finger, solange werden sie auf die unorganisierten Proteste pfeifen, weil sie ihre Studenten nötiger brauchen als einen „guten Ruf“. Und daran können wir nichts ändern.

Indem scheint es jetzt an der Zeit, schnell und eindringlich zu fragen, ob von westlicher und speziell westdeutscher Seite etwas unterlassen wurde, was die neuerliche Misere hätte verhindern können und was denn nun angesichts der neuen Lage zu tun ist. Es sollte Einhelligkeit darüber herrschen, daß etwas getan werden muß, denn glaube keiner, daß wir in wenigen Jahren auch nur noch Reste unserer Denkart bei der Jugend der DDR voraussetzen können, wenn sie nun wieder von dem Gedankengut, das wir für gut und notwendig halten, streng isoliert wird.

Der offizielle und angestrengt aufgebauchte Grund für das Reiseverbot ist das Wirken der Geheimdienste, womit alles zwischen CID und Amt für Gesamtdeutsche Studentenfragen gemeint ist. Wenngleich sich die zuständigen Propagandisten lange an den Fingern haben saugen müssen, ehe sie die notwendigen „Fakten“ parat hatten, stehen wir nicht an, anzugeben, daß noch heute „interessante“ Flüchtlinge westlichen Spionagediensten zwecks einer Befragung zugeführt werden. Man braucht natürlich nichts zu sagen, selbst wenn man irgendwelche russische Militärgeschichten kennen würde. Aber wer von den Flüchtlingen weiß, daß er nichts zu sagen braucht? Ferner ist es Tatsache, daß sich im Kielwasser einer mitteldeutschen Studentendelegation, wenn sie die Bundesrepublik betreten hat, meist ein „unauffälliger“, lederbemantelter Verfassungsschützer befindet und unter den Kommilitonen aus Dresden und Leipzig mindestens Unbehagen erregt.

Geheimdienste und Verfassungsschutzämter scheinen hüben wie drüben zum Instrumentarium eines Staates zu gehören. Wir meinen aber, daß wir hüben sie nicht so nötig haben sollten, wie die drüben. Wir vermissen, daß sich unsere Regierung und andere maßgebende Institutionen mit etwas Selbstsicherheit an die Brust schlagen und sagen: derlei haben wir nicht nötig. Wir vermissen das Vertrauen des Staates in seine Bürger. Minister v. Brentano formulierte letzthin etwas unglücklich: „Man soll das deutsche Volk doch nicht für dümmlich halten, als es, weiß Gott, ist.“ Nun denn! Warum hat man in der Bundesrepublik noch nicht den Mut gefunden, mitteldeutsche Zeitungen hier vertreiben zu lassen und damit sich deutlich von Ulbrichts

Methoden abgesetzt. Unserem politischen Gefüge würde das nichts schaden, wohl aber dem Pankows. Solche Demonstrationen freiheitlicher Ordnung können allen Beteiligten klar machen, welches die beste Zukunftslösung ist für Gesamtdeutschland.

Der DISKUS hat im vergangenen Jahr gegen viele Widerstände einen Artikelaustausch mit dem Ostberliner FORUM versucht. Er scheiterte daran, daß man drüben nicht wagte, unseren Artikel zur Wehrpflicht den Lesern in die Hand zu geben. Er scheiterte vor allem aber auch daran, daß unsere Aktion in der Gesamtpolitik winzig genug war, um sie unter den Tisch fallen lassen zu können. Hätten die 170 westdeutschen Blätter, die damals hämisch oder altväterlich weisekommentierten sich zu ähnlichen Aktionen zu entschließen gewagt, hätte man jetzt den Fuß zwischen die Tür stellen können, die mit dem Reiseverbot nun plötzlich und ungehindert wieder zugeschlagen werden konnte.

Denen, die wirklich den Willen zur Tat haben, bleibt nach dem Geschehenen immerhin das Resultat: Die Besuchskampagne, die vor zwei Jahren auf Befehl Ulbrichts mit dem Auftritt unzähliger Delegationen und Kulturgruppen zur politischen Aufweichung der Bundesrepublik gestartet wurde, ist — obwohl von offiziellen westdeutschen Stellen argwöhnisch betrachtet und nach Möglichkeit gebremst — ohne Schäden verarbeitet worden und für Pankow zu einem

Wer sich das Gesetz des Handelns vorschreiben läßt, darf, besonders in der Politik, nicht auf den Erfolg hoffen. Wird dieser Satz nicht durch die politischen Erfolge der Bundesrepublik glänzend widerlegt? Kann nicht unsere Regierung einen Katalog von für uns vorteilhaften Ergebnissen internationaler Konferenzen und Verträge vorlegen? Und all dies, obwohl der Bundesaußenminister, sicher nicht zum erstenmal während seiner Amtszeit, vor wenigen Wochen in Frankfurt erklärte, daß man sich in Bonn noch einige Jahre Zeit lassen wolle, der internationalen Politik Rezepte zu bieten. Der Ertrag unserer Außenpolitik der vergangenen Jahre ist, da stimmen wir Herrn von Brentano zu, der Erfolg eines Mannes, der mehr Dynamik besitzt als die ganze übrige Regierung. Auch die politischen Spitzenexperten aller Parteien zusammen kommen in ihrer fachlichen Produktivität ihm nicht gleich. Was diese Tatsache so bedenklich macht, ist der Umstand, daß alle Politiker in Bonn, einschließlich der Opposition, dies direkt oder indirekt zugeben. Die Minister halten sich sogar zugute, daran kann es seit Brentanos Äußerung kaum einen Zweifel geben, daß sie in selbstloser Beschränkung, ihre Aufgabe fast ausschließlich darin sehen, die politische Aktivität des einen Mannes abzusichern, zu rechtfertigen, zu konservieren. Aber nicht nur unsere verantwortlichen Politiker, unsere Parlamentarier und die Opposition überlassen die Bürden der Politik einem Manne. Das ganze Volk hat dagegen nichts einzuwenden. So wenig wie die Opposition sich darum bemüht, vernünftige Alternativen zur offiziellen Politik sich zu erarbeiten, so wenig macht sich das Volk die Mühe, selbständig politisch zu denken. — Ein untrügliches Zeichen für den Mangel an politischer Phantasie und realistischem Sinn der-



Wegen hervorragender Verdienste um die medizinische Wissenschaft verlieh der Bundespräsident dem Professor Dr. Otto Carstens die Große Verdienstmedaille der Bundesrepublik. Der hessische Kultusminister Dr. Arno Hennig überreichte die hohe Auszeichnung. (Bild epa)

höchst unliebsamen Bumerang geworden, den man sich nun durch die jüngste Zwangsmaßnahme abzufangen müht. Für uns sollte das eine Bestätigung dafür sein, mit dem Bemühen um Begegnungen jeder Art unablässig fortzufahren.

Natürlich wird man uns auch künftighin beschimpfen und zur „Verantwortung“ ziehen wollen, wenn wir mit Funktionären sprechen, weil wir mit dem Studenten XY vorerst wahrscheinlich nicht in Berührung kommen können. Aber wir glauben nicht so recht an das Schwarz-Weiß-Schema hie Funktionär, hie freiheitlicher Rest und zudem ertragen wir Kritik, weil wir hoffen, daß uns die Zukunft recht gibt.  
Werner Schaffernicht

### Mission ohne Auftrag

jenigen, die den Kanzler seit Jahren nur kritisieren, sind ohne Zweifel jene Sicherheitspaktvorschläge, die, auf wenigen Schreibmaschinenseiten abgehandelt, den Ost-West-Gegensatz aus der Welt schaffen sollen.

Würde ein Künstler heute das deutsche Volk darstellen, so müßte er das Bild eines wartenden Menschen entwerfen, der in Wirklichkeit jedoch weder wartet noch hofft, aber um des Prinzips willen, dieses nicht eingestehen möchte. Gibt ein Minister des Äußeren zu, daß er weder heute noch morgen die Welt mit politischen Plänen behelligen will, glaubt er, in der Politik ein Nacheinander konstruieren zu können, die deutsche Außenpolitik von vornherein in eine Periode des Abwartens und in eine spätere andere des Zugreifens und Einheimens einteilen zu können, glaubt in Wirklichkeit selbst nicht daran, jemals zu den Profiteuren politischer Entwicklung zu gehören.

Absichern, begründen und konservieren, ist notwendig, jedoch nur dann zu rechtfertigen, wenn zur selben Zeit Neues skizziert, vorgetragen und angeboten wird. Die vergangenen acht Monate haben uns die Chance geboten, vom Recht der Mitgestaltung der Verhältnisse in Europa Gebrauch zu machen. Unsere Politiker haben diese Chance nicht wahrgenommen, wahrscheinlich deswegen nicht, weil sie in ihren Plänen nicht vorgesehen war, weil sie sich in schüchterner Selbstentscheidung, von Anfang an, schon entschlossen hatten, die Welt nicht mit Rezepten zu belästigen. Was ist heute noch übrig von der ungarischen oder polnischen Chance?

Nur die Studenten können mit einigem Recht von sich sagen, eine eigene Initiative wenigstens versucht zu haben.

(Fortsetzung auf Seite 10)

104 Bibliothek  
Untermarkt

# Man sagt in Bonn...

Das sonst vielgeschmähte und verspottete Bonn hat, allen Spöttern zum Trotz, politische Vitalität, zeitweise sogar atemberaubende politische Vitalität. Ein bekannter britischer Journalist, der sich kürzlich für einige Tage in Bonn aufhielt, äußerte gegenüber Kollegen, es gebe gegenwärtig in der westlichen Welt drei politisch interessante und entscheidende Punkte: Washington — London und — Bonn.

Die Kristallisationspunkte der politischen Vitalität Bonns liegen nicht im Bundeshaus. Nein, jene anonymen, scheinbar allwissenden „politischen Kreise“ Bonns treffen sich im allgemeinen in den Privatwohnungen der Regierungssiedlungen auf dem Bonner Venusberg, in Bad Godesberg, Mehlem und den anderen Trabantenorten der Bundeshauptstadt. Die Anlässe sind meist Gartenfeste, Presseempfangs, Cocktailparties, Hausbälle oder schlichte Hausbesuche. Die Teilnehmerschaft solcher Zusammenkünfte besteht in der Regel aus Regierungsbeamten, Journalisten, Offizieren, ausländischen Diplomaten, Militärattachés, Abgeordneten und Parteigrößen. Man plaudert bei solchen Gelegenheiten und vertraut sich der Dinge an, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt sind.

In den letzten Wochen nun war bei solchen vertraulichen Plaudereien eine höchst interessante Feststellung zu machen: In dem gleichen Maße, in dem sich die deutsche Presse in nimmermüdem Einsatz an den Themen Abrüstung und Wiedervereinigung erhitze, sanken die Chancen, die man der deutschen Einheit in jenen politischen Kreisen intern noch gab. Die bestinformierten Leute der Bundeshauptstadt machen sich immer weniger Illusionen über die Möglichkeiten, die sich aus der künftigen internationalen politischen Entwicklung für die deutsche Wiedervereinigung ergeben könnten.

Zwischen dem kleinlauten Optimismus, den die meisten deutschen Zeitungen noch immer zwischen den Zeilen durchschimmern lassen, damit die Leser das Vertrauen zur deutschen Politik nicht ganz verlieren, und dem verheerenden Pessimismus, dem sich der größte Teil jener Leute in Bonn verschrieben hat, die es besser wissen müssen, klappt ein Unterschied, der sich beim besten Willen nicht übersehen läßt.

So ist es kein Wunder, daß man in den Kreisen der Berufspolitiker und Geheimnisträger auch die verschiedenen Wiedervereinigungsprogramme mit einem milden, verzeihenden Lächeln betrachtet. Man sieht diese Programme in einem kahlweißen, nüchternen Lichte, das enthüllend wirken müßte, würde es in die öffentliche politische Szenerie hinausstrahlen. Natürlich muß jede Partei ihr Wiedervereinigungskonzept parat haben. Denn die Wähler erwarten eine Antwort auf die Lebensfrage Nummer eins der Nation. Auch wenn es diese Antwort wahrscheinlich augenscheinlich gar nicht geben kann.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt spielen diese Wiedervereinigungskonzepte eine besondere Rolle: Einmal wegen der Wahl und zum zweiten halten die Londoner Abrüstungskonferenzen sowie der Bonn-Moskauer Dauernotenwechsel das Wiedervereinigungstöpfchen ständig am Kochen. Auch wenn in diesem Töpfchen nichts als Wasser ist.

Die CDU und ihre Koalitionspartner haben nach und nach folgende Reihenfolge herausmodelliert: Teilabrüstung — Viererkonferenz über die schwebenden politischen Fra-

## FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

gen, vor allem die Deutschlandfrage — freie Wahlen unter internationaler Aufsicht in Gesamtdeutschland — Wiedervereinigung — Entscheidungsfreiheit für die Gesamtdeutsche Regierung — Entmilitarisierung der sowjetischen Besatzungszone, falls die Gesamtdeutsche Regierung sich für das Verbleiben Gesamtdeutschlands in der NATO entscheiden sollte — Vollabrüstung — Abzug der Besatzungsmächte — Abschluß eines allgemeinen Sicherheitspaktes in Europa — Auflösung der NATO und des Warschauer Paktes.

Diese Reihenfolge halten die Fachleute deshalb für unmöglich, weil es in absehbarer Zukunft keine weltpolitische Konstellation geben dürfte, unter der die Sowjets mit einem

Verbleiben des vereinigten Deutschlands in der NATO einverstanden sein würden. In diesem Sinne würde also die Entscheidungsfreiheit einer Gesamtdeutschen Regierung nicht zu verwirklichen sein. Die Mindestforderung, die die Sowjets, so meint man, mit der deutschen Wiedervereinigung verbinden würden, wäre das Ausscheiden Deutschlands aus der NATO. Nichts könnte sie, solange sie stark sind, zwingen, die Sowjetzone unter diesem Mindestpreis herauszugeben. Deshalb herrscht in vertraulichen Gesprächen in Bonn weitgehend darüber Einigkeit, daß die Auflösung der Pakte der deutschen Wiedervereinigung theoretisch vorgehen müsse.

Aber diese Überlegung wird an eine Voraussetzung geknüpft: daß Macht und Stärke Moskaus unverändert bleiben. Hier stößt man gleichzeitig auf die hintergründigeren Erwägungen, die dem außenpolitischen Rezept Dr. Adenauers zugrunde liegen. Man ist in Bonn ziemlich sicher, daß er mit einem plötzlichen Verfall der sowjetischen Macht gerechnet hat und das auch heute noch tut. Denn das Einverständnis Moskaus zu einer Deutschlandlösung, die die Möglichkeit in sich schließt, daß Gesamtdeutschland Glied der NATO wird, ist schlechterdings nur denkbar, wenn das Sowjetregime dem Zusammenbruch nahe ist. Solange kein deutlicher Kräftezerfall im russischen Machtbereich sichtbar wird, kann Adenauers Rechnung niemals aufgehen.

Die Richtigkeit dieser Analyse der Adenauerschen Absichten wird, so meint man hier, durch seine praktische Politik vollkommen bestätigt. Immer war es das erklärte Ziel seiner Politik, den Westen durch Zusammenfassung aller Kräfte im Verhältnis zu Moskau in eine Position der größeren Stärke hineinzumaneuvrieren. Dadurch sollte Moskau in Atemnot gebracht und zur Aufgabe der mörderischen Rüstungspartei gezwungen werden.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Politik für Deutschland die sicherste und risikoloseste ist, weil sie ein entscheidend geschwächtes Rußland zur Voraussetzung eines wiedervereinigten Deutschland macht. Andererseits ist sie zugleich jene Politik, die die Wiedervereinigung wahrscheinlich am ehesten in eine ungewisse, nebelgraue Zukunft hinausschiebt. Nämlich genau so weit, wie die Welt noch von der Selbstauflösung oder einem genügend starken Schwächeanfall des Roten Imperiums entfernt ist. Und derartige Ereignisse können möglicherweise noch sehr, sehr lange auf sich warten lassen. Bgt.

## ...und in Deutschlands Hauptstadt

Im Renaissance-theater in Westberlin fand eine Diskussion statt, von der man Antwort auf die Frage erhoffte, ob ein Gespräch zwischen Ost und West noch möglich ist. Das Thema war einer positiven Antwort günstig: Der Dramaturg Bertolt Brecht.

Doch: die Sache ging restlos in den Eimer, war ärgerlich und beschämend.

Wir stellen die „Hauptschuldigen“ vor: Diskussionsleiter Prof. Franzen (über den nach der Veranstaltung das böse Wort zirkulierte, der eigne sich wohl besser zum Babysitter, denn zum Diskussionsleiter), Intendant Harry Buckwitz (Frankfurt/Main) und kalter Ostkrieger (mit finanziellen Westneigungen), Schnulzenfilmverfertiger und Nachfolger Bertolt Brechts im Berliner Ensemble, Erich Engel.

Vor einer rot ausgeschlagenen Bühne war ein breiter Tisch aufgebaut, hinter dem die geladenen Teilnehmer saßen. Außer den Genannten: Schriftsteller Otto Zarek, Komponist Hanns Eisler, Regisseur (aus der Schule Brechts) Egon Monk und Bühnenbildner Hainer Hill.

Es begann damit, daß ein Herr vom Vorstand der veranstaltenden Dramaturgischen Gesellschaft ein geharnischtes Protestschreiben gegen die jüngsten Äußerungen des Herrn von Brentano gegen den „armen B. B.“ verlas. Nun gut, wir sind ebenfalls der Meinung, daß dem Außenminister da eine böse Panne passiert ist. Wir bejahen den Protest im Grundsätzlichen und halten es für richtig, daß derartig unqualifizierte Äußerungen nicht unwidersprochen bleiben. Gleichwohl sind wir der Meinung, daß die Bekanntgabe des Protestes eine ungeschickte Eröffnung einer derartigen Veranstaltung war, da das Gespräch dadurch geradezu auf die bekanntermaßen ausweglose politische Ebene gedrängt werden mußte. Aber gut; wer verzeiht nicht einem Intellektuellen eine Ungeschicklichkeit.

Doch rasch stellte sich heraus, daß es nicht Ungeschicklichkeit war, die zur Verlesung des Protestes geführt hatte, sondern jene seltsame Sucht nach Selbstbefleckung, Kniefall und Prostitution, von der westliche Intellektuelle mitunter befallen werden, sobald östliche Ohren zuhören. Erich Engel und Hanns Eisler hatten des öfteren Gelegenheit, sich befriedigt zuzublinzeln, als nun Prof. Franzen die Diskussion mit einer nicht minder geharnischten Rede auf die banausenhafte, miefige, freiheitsfeindliche Atmosphäre in Bonn eröffnete. Man merkte ihm ordentlich an, wie sein eilfertiges Herz höher schlug ob des eigenen unerbittlichen Mutes und des Beifallklatschens der Eisler/Engel.

Dann hielt der Westberliner Journalist Herbert Pfeiffer das Einleitungsreferat. Er führte im allgemeinen einen neuerlichen Kniefall und im besonderen das folgende aus: Brecht habe Zwecke im Auge. Grundlegender Zweck: Umwälzung der Gesellschaft. Zwar hätte der Dichter in den

20er Jahren einem nihilistischen Schnappesimismus gehuldigt, aber das sei unreifes, dummes Zeug gewesen (Du liebe „Hauspostille“! Anm. des Ref.), zum Dichter sei Brecht erst durch die marxistische Dialektik geworden. Folgt einige Ausführungen über das „epische Theater“, das inzwischen zum Siege gelangt sei. So ist das.

Nun also: Diskussion. Provozierende Thesen hatte Pfeiffer hinreichend vorgetragen. Aber noch war es nicht so weit. Erich Engel erhielt das Wort zu einem Referat betreffend „Zwecke“ und „Dialektik“. Er verglich das Lenau-Gedicht „Der Postillon“ mit dem Brecht-Gedicht „Kohlen für Mike“. Beide Gedichte: Gedanken für Tote. Lenaus Postillon schenkt dem Toten ein Lied, Brechts Kohlenkipper versorgen die Witwe des toten Kameraden mit geklauten Kohlen. Engel wörtlich: Haben sie nicht das Recht zum Klauen, da doch der Unternehmer von Mikes Lebenszeit geklaut hat, weil Mike Mehrwert schinden mußte?

Nun aber wirklich: Diskussion. Das Wort geht an Harry Buckwitz. Der nun leistete sich ein ziemlich dolles Ding.

Er äußerte zunächst (das hatte man aber schon mal gehört) Brecht sei ein großer Dichter. Das konnte er noch auswendig sagen. Dann zog er jedoch ein Manuskript aus der Tasche und erklärte beiläufig, er sei durch seine jüngsten Frankfurter Erfahrungen gewitzigt und sage nie mehr etwas ohne schriftliche Fixierung. Das war die Einleitung zu einem eitlen, überpointierten 20-Minutenreferat, das Buckwitz vor den anfänglich amüsierten, doch dann wachsend verärgerten Zuhörern abzog. Man war zu einer Diskussion gekommen und oben produzierte sich ein Snob mit vorformulierten Kabarettwitzchen über „militante Demokraten“, „geschickte Abwarter“, bundesrepublikanische Wirtschaftswundermentalität etc. und vergaß dabei keineswegs — dies allerdings nicht schriftlich fixiert, dafür aber um so deutlicher gemacht durch Ton und Gebärde — auf den eigenen avantgardistischen Mut und die kämpferischentschlossene Manneshaltung im flauen und flachen Westdeutschland hinzuweisen. Nach dem Referat klappte der eben noch so geistreiche Mund zu, um während der ganzen folgenden Diskussion nicht ein einziges dünnes Wort mehr hervorzubringen. Buckwitz schlug befriedigt die Beine übereinander. Was bin ich für ein doller Hecht! Aber wirklich!

Inzwischen war über eine Stunde vergangen und statt der angekündigten Diskussion hatte man nur Monologe gehört. Egon Monk und Otto Zarek versuchten nun, das Gespräch endlich doch noch zustandezubringen und für einen Augenblick gelang das sogar, wobei Schnulzenfilmregisseur Erich Engel sich zum Verteidiger des Diamat machte. Doch dann brach Diskussionsleiter Franzen alles ab, indem er dem Bühnenbildner Hainer Hill das Wort zu einem Referat über seine Arbeit bei Brecht erteilte. Zehn

hilflose Minuten lang suchte Hill davon zu erzählen, wie freundlich Brecht zu den Bühnenarbeitern gewesen sei. Langsam wurde die Veranstaltung zu einer Andachtsstunde.

Während dieser ganzen Zeit hatte François Bondy hinter dicken Brillengläsern klug und verwundert in die Runde gesehen und sich häufig Notizen gemacht. Als er jetzt endlich zu Worte kam, folgten sechseinhalb Minuten, die die ganzen übrigen ärgerlichen zwei Stunden aufwogen. Er begann mit dem Hinweis, der Höflichkeiten und Verbeugungen habe man nun genug gehört. Mit einem fast schüchtern und gehemmt wirkenden Gestus, doch blendend formuliert, fetzte er alles zusammen, was Pfeiffer und Engel über Dialektik, Verfremdung und episches Theater geäußert hatten. Brecht sei nicht wegen, sondern trotz aller dieser Theorien ein bedeutender Dichter gewesen und seine Größe liege zu einem guten Teil in der Selbstbehauptung gegen die Theorie. Er übte Kritik an dem durch die Theorie des epischen Theaters geforderten historischen Charakter der Brecht'schen Stücke (in denen bedenkenlos Persönlichkeiten der Vergangenheit mit moderner Problematik belastet und damit verfälscht würden, wie etwa der zu einem zweiten Oppenheimer verwandelte Galilei); er wies darauf hin, daß nicht nur Brecht, sondern auch zahlreiche ältere und zeitgenössische Dichter dialektische Elemente in ihrem Werk hätten; er stellte die Dialektik selbst als künstlerisches Leitbild in Frage und trug schließlich die — nach so vielen vorangegangenen Kniefällen — längst fällige Bemerkung vor, daß Brecht, solange er lebte, nie Gelegenheit gehabt habe, seine Stücke in Moskau aufzuführen — doch das sei wohl selbst ein Teil jener vielbemühten Dialektik. Souverän und sicher ließ er seine Pointen fallen und als Engel nun antwortete, beschränkte er sich darauf, die unüberbietbare Größe Brechts zu betonen und darauf hinzuweisen, daß der von Bondy angestellte Vergleich zwischen Brecht und Jean Genet ein Sakrileg, eine Lästerung sei.

Die Antwort auf einen geschickten Einwand Bondys umging Engel dann schließlich mit dem längst erwarteten Abstieg in die Niederungen der Propaganda: er zog eine Seite der Westberliner Zeitung „Der Tagesspiegel“, Nummer vom Himmelfahrtstage, aus der Tasche und zeigte sie dem Publikum: da stehe einerseits ein Leitartikel mit der Überschrift „Die Himmelfahrt verwandelt alles“ und gleichzeitig eine Nachrichtenmeldung über die erste interkontinentale Rakete. Da habt ihr die kapitalistische Welt, rief er erregt.

Damit war die Diskussion zu Ende. Man hatte ein Gespräch erhofft, aber das erwies sich als unmöglich. Man hörte Monologe, sah Kniefälle und wohnte einer Andachtsstunde bei, in der ein einziger einen produktiven Widerspruch vorbrachte und auch — den Voraussetzungen nach — vorzubringen vermochte. Der eine kam aus Paris.

Eine dreifache Moral hat die Geschichte. Doch die soll, der, der dies gelesen hat, selbst finden. jcf.

## DISKUS

### FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Klaus M. Ellrodt, Sebastian Herkommer, Norbert Piltzing, Hanns Schreiner.  
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.  
Redaktion: Horst Enders, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.  
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.  
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.  
Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883  
Anzeigenverwaltung: Etelea Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 55 62 61.  
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.  
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.  
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 55 11 78.  
Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

## Dwingers Dritter Weltkrieg

Man nehme: einige Wasserstoff-Fernraketen, lasse sie vom Baltikum aus aufsteigen und verwandele durch sie Städte und Industriezentren, Flugbasen und Verkehrsknotenpunkte in Staub und Erde. Dabei lasse man Millionen Menschen unter himmelhohen Feuerglocken das Leben verlieren. So dürfte der nächste Weltkrieg erfolgreich entfesselt sein. Natürlich von den Roten. Aber der Westen wirft seine jahrelang auf das sorgsamste vorbereiteten Abwehrkräfte dem drohenden Weltuntergang entgegen. Dann lasse man, während sich so die Erde in schmerzlichen Zuckungen windet, das Schicksal die Lebensfäden einer kleinen Menschengruppe verwirren. Und zwar an drei Stellen: „Im Moskauer Zentralbunker des Zivilverteidigungs-Kommissars Durmannoff, dem der breitschultrige Fliegermarschall Pobjedin gegenübersteht, auf einer Fluchtstraße Süddeutschlands, auf der der Luftschutzleiter Gruber mit seiner Helferin Lotte einer ungewissen Zukunft entgegenrollt, und in einer ostdeutschen Vorstadt, in welcher der Fähnrich der deutschen Bundeswehr Hauser seine soldatische Pflicht erfüllt ...“ (Copyright 1957 by Illustrierte Presse GmbH., Stuttgart).

Das Ganze serviere man mundgerecht mit dem Titel „Zwischen Furcht und Hoffnung“, versee es mit der Unterzeile „Der Krieg, den wir nicht wollen“ und sende es an die „Deutsche Illustrierte-abz“, deren Nr. 22 vom 1. Juni 1957 wir hier zum Teil in Auszügen verwendeten, zum Teil zitierten. Der Verfasser erscheint in dieser Ausgabe bereits nicht mehr namentlich. Dennoch interessierten wir uns für diesen Herrn. Der Name: Edwin Erich Dwinger, Spezialist für diverse Blutbäder von Weimar bis übermorgen. Mit dem Buch „Zwischen Weiß und Rot“ gab er den Russen die Ehre, sich noch einmal, nun für die deutschen Leser aufs Fürchterlichste abzuschlachten. Als hier nichts mehr zu holen war, bot sich mit Hitler der Bromberger Blutsonntag an, um in dem Buch „Der Tod in Polen“ die Massaker einschließlich Vergewaltigungen gehörig auszuschlachten. Den Dritten Weltkrieg wartet er nun schon gar nicht mehr ab, sondern nimmt eilig Honorar auf Vorschub.

Die Phantasie Dwingers ist so makaber wie dürftig, wenn sie zwar beinahe vernünftig neben den Städten auch Industriezentren, Flugbasen und Verkehrsknotenpunkte in Staub und Asche zergehen läßt, dem Westen aber dann sogar Zeit gibt, dem „drohenden Weltuntergang“ noch entgegenzutreten! Und Luftschutzwart Gruber, um unseren Lesern nichts zu ersparen, „zieht die langen Beine vorsichtig an dem Ganghebel vorbei, rutscht zur rechten Tür und läßt sich langsam neben Lotte in den Straßengraben gleiten. Das Gesicht des Mädchens ist ein heller Fleck. Gruber beugt sich über sie. Er verhält, will etwas sagen ... Aber er sieht nur den angstvoll geöffneten Mund. Und wenn ich sie jetzt küssen würde — denkt es in ihm. Und es ist mehr als ein Gedanke. Es ist ein starker, wilder Impuls.“ Schweigen wir.

Horst Helmut Kaiser

Edwin Erich Dwinger: „Zwischen Weiß und Rot“. Pilgram-Verlag, Salzburg.  
Edwin Erich Dwinger: „Der Tod in Polen“. Eugen-Diederichs-Verlag, Düsseldorf, 1939.

## „Marsch“ im Dreivierteltakt

Der Bundesgrenzschutz als Träger deutschen Volkskulturgutes. Darüber aufgeklärt wurde der Bundestagsabgeordnete Ritzel, der darüber eine mündliche Anfrage an den Bundesinnenminister (Bundestagsprotokoll, 44. Sitzung, S. 2062 B f) gestellt hatte.

Ritzel (SPD):

„Ich frage den Herrn Bundesminister des Innern: Ist der Herr Bundesminister bereit, während der Ausbildungszeit der künftigen Angehörigen des Bundesgrenzschutzes dafür zu sorgen, daß nicht nur alte Soldatenlieder als Marschlieder erlernt werden, sondern auch wertvolle Wanderlieder aus dem reichen Schatz deutscher Volkslieder von den Angehörigen des Bundesgrenzschutzes gelehrt und gesungen werden?“

Dr. Schröder, Bundesminister des Innern:

„Ich darf dem Herrn Kollegen folgendes antworten: Diese Frage ist bereits im Mai hier schon einmal von Ihnen gestellt worden, Herr Kollege, und da Sie damals nicht anwesend waren, hatte ich Ihnen schriftlich folgendes mitgeteilt:

Die jungen Bundesgrenzschutzbeamten sollen während der Ausbildungszeit, aber auch während ihrer späteren Dienstzeit nicht nur Soldatenlieder, sondern auch Wanderlieder lernen und singen. Außer Marsch- und Wanderliedern werden auch sonstige Volkslieder gesungen, natürlich nicht auf dem Marsch, wohl aber in den Unterkünten. Eine zentrale Anordnung, welche Lieder während der Ausbildungszeit zu singen sind, ist nicht beabsichtigt. Ich bin der Meinung, daß die Lieder, die in einer Einheit gesungen werden, aus dem landsmannschaftlichen Raum heraus ausgewählt werden sollten. Es ist daher veranlaßt worden, daß unsere Grenzschiebeinheiten mit den örtlichen Jugendverbänden Fühlung nehmen, um sich von ihnen gute Lieder für unsere Grenzschiebebeamten nennen zu lassen.

Ich darf hinzufügen, Herr Kollege, daß ich die Absicht habe, an den Herbstübungen des Bundesgrenzschutzes teilzunehmen, und daß ich mir bei dieser Gelegenheit das Liedgut einmal selbst anhören werde.“

Brav so. Nur nicht einseitig werden. Allzuviel Marschlied ist nicht schön; im Dreivierteltakt geht es viel besser. Wegen der human relations und überhaupt.

Sehr erfreulich ist auch die Zuordnung, die der Bundesinnenminister, oberster Chef des Bundesgrenzschutzes, den Marschliedern gibt: es sind Volkslieder („Außer Marsch- und Wanderliedern werden auch sonstige Volkslieder gesungen ...“); ja, damit sprach er einen Erfahrungssatz aus; denn nicht nur an Fastnacht oder am Vatertag tönen Marschlieder aus dem Volksmunde, auch aus weiblichem. Gelernt ist eben gelernt, ebenso wie das Marschieren. Semper aliquid haeret.

Und es ist auch durchaus verständlich, wenn Wander- und sonstige Volkslieder „natürlich nicht auf dem Marsch“, sondern „in den Unterkünten“ gesungen werden. Denn stellen Sie sich einmal vor, eine Abteilung des Bundesgrenzschutzes zieht durch ein Städtchen und es ertönt das Lied aus der Beamtenkehle: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt ...“ usw. Das könnte gar leicht in die falsche Kehle geraten. K. U. Nath

## Bürokratie des Nichts

O bella Italia! singen heutzutage die Schlagertenöre, und mit ihnen jubiliert das Schnulzengewerbe über das Land, das der musikalischen Produktion so schier unerschöpfliche Quellen bietet. O bella Italia! hätten auch die Bürokraten aller Ämter Anlaß zu jubelnden, wäre es nicht gegen das Reglement, solchermaßen aus der amtlichen Rolle zu fallen. Denn wahrhaft Erstaunliches und, was amtliche Pflichtaufassung und Standfestigkeit in unseren unruhigen Zeitläuften angeht, Beispielhaftes hat sich im Lande Italien herausgestellt. Die Kunde davon verdanken wir dem Senator Trabucchi, jenem wackeren Manne, der Anfang 1954 vom damaligen Ministerpräsidenten Pella den Auftrag erhielt, den Verwaltungsapparat zu untersuchen und, wenn möglich, Vereinfachungen vorzuschlagen. Der Bericht des Senators ist jetzt veröffentlicht worden. Hören wir: Trabucchi fand allein 79 Regierungsämter mit über 1000 Beamten und Angestellten heraus, die überhaupt nichts zu tun haben, dennoch im Budget stehen; Ämter, die in grauer Vorzeit für bestimmte, zeitlich begrenzte Aufgaben geschaffen wurden, die heute längst erledigt sind. So eines, das für die Förderung des Fremdenverkehrs in den —

seit vierzehn Jahren nicht mehr vorhandenen — italienischen Besitzungen in Nordafrika bestimmt ist, oder ein Büro, das unter Mussolini die Vermögen jüdischer Bürger zu beschlagnahmen hatte, und ein drittes, das 1945 geschaffen wurde, um Penicillin-Spenden amerikanischer Hilfsorganisationen zu verteilen.

Gegenüber dem gräßlichen Aufgabenschwund, dem sich die Beamten dieser Behörden ausgesetzt sahen, müssen sich ihre Kollegen in jenen vier Ämtern entschieden glücklich schätzen, denen das Wohlergehen der Pferde Italiens anvertraut ist. Eines dieser Ämter ist für alle Pferde zuständig, die übrigen drei haben bestimmte Gruppen von Pferden zu betreuen. Gleichwohl empfanden sie — verständlich genug! — die Frage des Senators, worin die Betreuung bestehe, bereits als taktlos und zu weit gehend.

Vor einer solchen Leistung ist der Respekt des behördengehenden Publikums angezeigt. Millionen von Beamten in allen Ländern der Erde werden den italienischen Kollegen ihre Hochachtung nicht versagen und manchen Neid unterdrücken. Für die Philosophen aber ergeben sich angesichts der Tatsache, daß in Italien länger als ein Jahrzehnt das Nichts verwaltet worden ist, Probleme existenzialistischen Ausmaßes. Für die Soziologen, die davon reden, daß unsere Welt von anonym und selbständig gewordenen Organisationen beherrscht werde und sich der Apparat den Menschen unterworfen habe, besteht aller Grund, der italienischen Bürokratie für diese unerwartete praktische Demonstration Dank abzustatten. C. Ch. K.

## Mitglied aus Zwang?

Aus Gewerkschaftskreisen hört man neuerdings von der Bestrebung, in Zukunft nur noch Mitglieder an den erkämpften Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen teilhaben zu lassen. Das ist nur recht und billig, sagt der gesunde Menschenverstand, warum sollen die Unorganisierten immer mitprofitieren, wenn sie selbst nichts für die Vergünstigungen einsetzen, nicht einmal einen Mitgliedsbeitrag, geschweige denn eine klassenbewußte Gesinnung?

Nein, es wäre gewiß nichts gegen das Vorhaben des DGB einzuwenden, das sich natürlich aus dem Wunsch entwickelte, mehr Mitglieder zu gewinnen und damit mehr Macht und Einfluß — wäre nicht gleichzeitig eine Gefahr damit verbunden, die weiß Gott nicht auf die Gewerkschaften allein beschränkt ist.

Unsere gegenwärtige Gesellschaft ist gekennzeichnet durch ein Nebeneinander der verschiedensten Machträger, hauptsächlich politischer Parteien und Verbände aller Art. Dieser vom Standpunkt der liberalen Demokratie des 19. Jahrhunderts aus vielfach angefeindete, zumindest mißtrauisch betrachtete Pluralismus hat gerade für die Demokratie, wenn sie Freiheit der in ihr lebenden Menschen meint, den großen Vorzug, eine Balance der Mächtegruppen zu gewährleisten. Ja man kann sogar sagen, daß die Freiheit des Individuums am größten ist, je mehr von diesen Verbänden miteinander um Einfluß auf den Staat konkurrieren. Je mehr der einzelne wählen kann zwischen Gruppen, denen er sich anschließen kann, desto weniger befindet er sich in einer Zwangssituation, desto eher kann er einer anderen sozialen Institution beitreten.

Im Falle der Gewerkschaften wird aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen in Zukunft vielleicht jeder Arbeitnehmer gar nicht anders können als ihr Mitglied zu werden, womit ihm einerseits ökonomisch entschieden mehr geholfen wird als ohne sie, er aber andererseits mit in den festen Apparat gemauert wird, der tendenziell nichts anderes tut, als ihn verwalten. Wie gesagt, beschränkt sich diese Gefahr nicht auf die Arbeitnehmerseite. Man denke nur an den Wunsch der Industrie- und Handelskammern, wie im 3. Reich für alle selbständigen Unternehmer die Mitgliedschaft wieder obligatorisch zu machen. In jedem Falle kommt die Zwangsmemberschaft schon fast der angeborenen Klassenlage gleich, die die mittelalterlichen Menschen schließlich glauben ließ, das was sie sind, sei gottgewollt.

Sebastian Herkommer

# Eine Frage?



Kennen Sie die vielen  
Situationen des täglichen  
Lebens, in denen Ihnen  
Ihre Bank helfen kann?  
Besuchen Sie uns,  
wir beraten Sie mit  
großer Erfahrung.



**DRESDNER BANK**  
AKTIENGESELLSCHAFT  
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

# Die Problematik der Anne Frank

Die hohe Zahl der Aufführungen, die das von dem amerikanischen Ehepaar Frances und Walter Hackett dramatisierte „Tagebuch der Anne Frank“ in Westdeutschland erlebt hat, legt die Frage nahe, ob dem unbestrittenen Bühnenerfolg auch ein ebenso großer oder wenigstens ähnlicher Publikumerfolg entspricht. Die Tatsache, daß das Stück Ende 1956 zum ersten Male aufgeführt wurde, seitdem auf den Spielplänen von über 20 Bühnen steht oder daß von dem Tagebuch, in einer der billigen Taschenbuch-Reihen, mehr als 300 000 Exemplare verkauft worden sind, scheint diese Frage schon zu beantworten. Sich mit Aufführungs- oder Besucherzahlen zufrieden zu geben, hieße jedoch, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Frage nach dem Publikumerfolg jenes Tagebuchs eines jüdischen Mädchens muß sich vielmehr darauf richten, ob dem Theaterstück die Wirkung beschieden ist, die anderen Bearbeitungen des Themas, angefangen von dem Film „Ehe im Schatten“ bis zu Eugen Kogons Buch „Der SS-Staat“ oder den Dokumentenbänden über die Judenverfolgung, bisher versagt blieb. Mit anderen Worten: beantwortet werden muß die Frage, ob das Theaterstück dem deutschen Publikum das furchtbare Schicksal, das unser Land den jüdischen Mitbürgern bereitet, erneut ins Bewußtsein gebracht und die Diskussion darüber eine Strecke Wegs weitergeführt hat.

Dafür oder dagegen gibt es keine handfesten Beweise, und es fällt schwer, sich vorzustellen, daß sie jemals erbracht werden können. Zu viele Ressentiments und Tabus umstellen das Problem, als daß es möglich wäre, Urteile über die Wirkung des Tagebuchs objektiv, etwa mit statistischen Mitteln zu belegen. Zahlen besagen nichts in diesem Zusammenhang, und allein die Beobachtung, daß viele, denen das Problem auf diese oder jene Weise zu schaffen macht, sich in eine Art von opportunistischem Philosemitismus gerettet haben, deutet an, wie vielfältig verbaut und zugedeckt die wahre Meinung über das Thema der Juden-diskrimination sein kann.

Das Urteil darüber, welche Reaktion die Gegenüberstellung mit dem Schicksal der Anne Frank im deutschen Publikum hervorgerufen hat, muß sich daher auf subjektive, auf die Person des Beobachters beschränkte Eindrücke stützen. Welche Gedanken und Gefühle bewegen den Theaterbesucher, wenn er zwei Stunden lang in das armselige Dachboden-Versteck versetzt wird, in dem Anne Frank, ihre Eltern, ihre Schwester und einige andere Juden Zuflucht gefunden haben? Wenn der Vorhang sich senkt, entfernt sich das Publikum schweigend. Darum ist es schwierig zu entscheiden, ob dies Zeichen von Ergriffenheit, Gleichgültigkeit oder Ablehnung sind. Nur das befreit klingende Gelächter, das sich regelmäßig erhebt, wenn sich die Situation auf der Bühne zuweilen ins Tragikomische wendet, deutet die Spannung und den Druck an, unter dem sich der größte Teil des Publikums zweifellos befindet. Und nur wenige der Besucher geben ihre Eintrittskarte zurück oder verlassen in der Pause das Theater.

Auch die Gespräche, die der Aufführung folgen, sind merkwürdig einsilbig, vorsichtig, zurückhaltend und tastend. Weder Ergriffenheit noch Ablehnung geben sich offen kund, ohne daß es gerechtfertigt schiene, deshalb kurzerhand Indifferenz zu unterstellen. Aber die spärlichen Gedanken und Meinungen, die sie zutage fördern, lassen darauf schließen, daß ein nicht eben kleiner Teil derer, die das Theaterstück gesehen oder das Tagebuch gelesen haben, dem dargestellten Problem auszuweichen suchen. Nicht das politische, und wenn man so will, das menschliche Problem der Judenverfolgung im Dritten Reich wird reflektiert, sondern eine Verbindung zwischen dem eigenen Schicksal und dem der Familie Frank hergestellt. So gelingt es wenigstens, Schuldgefühl zu relativieren und Gegenrechnungen aufzumachen. Äußerungen, wie sie Norbert Muhlen unlängst im „Monat“ wiedergegeben hat, nämlich: „Viele sind so gerührt, weil das Stück sie an ihr eigenes Schicksal erinnert — wir haben ja auch so viel verloren!“ (ein Logenschließer), oder: man solle doch nicht so viel von den Juden hermachen, „wo es doch besser ist, vergast zu werden, als langsam in einem russischen Lager dahinzusiechen“ (ein Spätheimkehrer), sind dafür typisch. Solche Kommentare gehen ohne Zweifel, sei es bewußt oder unbewußt, am Problem vorbei. Schützend und abschirmend wird das persönliche Schicksal beschworen. Es muß als Alibi herhalten, um der Antwort auf die Frage nach der eigenen Mitschuld ausweichen zu können — nicht anders als das pädagogische Moment in der häufig vorgetragenen Begründung: „Man solle solche ollen Kamellen doch nicht immer wieder aufwärmen, das ist schädlich, weil unsere Jugend damit belastet wird.“

Was die Meinung der auf so heuchlerische Weise in Schutz genommenen Jugend betrifft, so hat sie mit der Reaktion Älterer formal manches gemeinsam. Vor nicht allzu langer Zeit haben sich, zur Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit“, an einem Sonntag bei strömendem Regen mehr als tausend Jungen und Mädchen an den Grabhügeln des Friedhofes in Bergen-Belsen, unter denen zusammen mit 30 000 anderen Opfern auch Anne Frank ruht, versammelt, um Blumen niederzulegen. Die ergreifende Demonstration ist oft dahin verstanden worden, daß die Jugend die Botschaft des Theaterstückes oder des Buches aufgenommen habe. Das ist ein Mißverständnis. Zwar treten, abweichend von den weithin schweigsamen Älteren, in Gesprächen mit jungen Menschen Anteilnahme, oft auch Begeisterung über das Theaterstück oder das Buch lebhaft hervor. Aber schon bald stellt sich heraus, daß sich die jugendlichen Theaterbesucher oder Leser allein mit der Heldin, dem Mädchen Anne Frank, identifizieren. In ihr sehen sie — auch diese Beobachtung ist wiederholt bestätigt worden — eine Alters- und Leidensgenossin, die, auf sich allein gestellt, sich im Entwicklungsalter mit der Welt der Erwachsenen auseinandersetzen und sich gegen die

Erwachsenen, von denen sie nicht verstanden wird, durchzusetzen hat. Anne Franks persönlichen Probleme sind auch ihre Probleme. Die seelische Situation des jüdischen Mädchens spiegelt ihre eigene wider. Nur dieser Möglichkeit der Identifizierung wendet sich ihrer Anteilnahme oder Begeisterung zu. Dafür ist die Demonstration in Bergen-Belsen sichtbarer Ausdruck gewesen.

Der politische Hintergrund der Probleme tritt dagegen bis zur Belanglosigkeit zurück. Diktatur, Nationalsozialismus und Rassenwahn, die Situation des geächteten und verfolgten Menschen könnten gegen einen ähnlichen, dann aber beliebigen Hintergrund ausgewechselt werden, ohne daß es der Rezeption des Stückes durch den jugendlichen Leser oder Zuschauer abträglich wäre. Dem politischen System jener Zeit und allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben, gilt kein Gedanke.

Daß die Haltung Älterer gegenüber dem Tagebuch der Anne Frank weithin unbestimmt, schwer durchschaubar oder ausweichend ist, kann nicht überraschen, wenn man an die Behandlung denkt, die dieses Kapitel der jüngsten deutschen Vergangenheit, — die Judenverfolgungen —, bisher in der Öffentlichkeit erfahren hat. Die öffentliche Diskussion, sofern von ihr — von einigen Ausnahmen abgesehen — überhaupt die Rede sein kann, ist bisher nur von der Tendenz gekennzeichnet, die Ermordung von Millionen von Menschen ebenfalls widerwillig einzugestehen, im übrigen aber zur Tagesordnung überzugehen. An die beschämenden Vorgänge, die sich um den französischen Dokumentarfilm „Nacht und Nebel“ abgespielt haben, braucht hier nicht

erinnert zu werden. Unter diesen Umständen aber fällt es schwer, zu erkennen, wie dieser Teil des politischen Erbes an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden soll. Mit Schweigen und dem Vertrauen darauf, daß die Zeit schon alles zum Besten regeln werde, ist es nicht getan. Daß die Generation, die jetzt heranwächst und das Tagebuch der Anne Frank erlebt, sich nicht mehr mit seinem politischen Hintergrund auseinanderzusetzen vermag, sondern es zugleich auf naive und groteske Weise mißverstehen, kann als Zeichen dafür gelten, daß sie das Problem als Generation nicht mehr unmittelbar bedrängt. Sich damit zufrieden zu geben und darauf zu sehen, daß ihr diese Unschuld erhalten bleibt, ja, darin die Lösung des Problems zu erblicken, ist jedoch ein Trugschluß. Mögen die Judenprogrome als historisches Faktum nachträglich nicht zu ändern sein, so stehen doch die Konsequenzen, die sie gebieten, auf lange Zeit noch zur Diskussion. Wenn nicht ausgesprochen und diskutiert wird, was geschehen ist und welche Konsequenzen sich daraus für die Zukunft ergeben, ist es nicht nur möglich, daß die nachfolgenden Generationen vieles an Vorurteilen und Verdrehungen unreflektiert übernehmen. Die ungleich größere Gefahr besteht darin, daß sie, davon unberührt und im Stände der Unschuld gehalten, ihrerseits in eine ähnliche Katastrophe stolpern, wie es die Generation, von der sie heute erzogen werden, getan hat. Aus Unwissenden müssen Wissende werden, bereit und in der Lage, die Lehren der Vergangenheit auf die Gegenwart und Zukunft anzuwenden. Das Mißverständnis, dem das Tagebuch der Anne Frank ausgesetzt ist, zeigt dagegen deutlich, daß in Elternhäusern und Schulen noch immer die Ehrenrettung der eigenen Person über das offene Eingeständnis und dessen Konsequenzen triumphiert.

Carl-Christian Kaiser

## Spaltung der Dialektik

### Bedenken gegen die Konstruktion einer Real- und Idealdialektik

„Das Wahre und Falsche gehört zu den bestimmten Gedanken, die bewegungslos für eigene Wesen gelten, deren eines drüben, das andere hüben ohne Gemeinschaft mit dem anderen isoliert und fest steht. Dagegen muß behauptet werden, daß die Wahrheit nicht eine ausgeprägte Münze ist, die fertig gegeben und so eingestrichen werden kann.“

Hegel in der „Phänomenologie des Geistes“

Oft liegt es an der Frage, daß die Antwort nicht wie aus der Pistole kommt. Die es verlangen, denen geht man am besten aus dem Weg, wenn sie fragen: „Bestimmt das Sein das Bewußtsein oder umgekehrt?“ Zu schnell wird in dieser abstrakten Alternative dann auch meist der Vorrang dem einen oder anderen gegeben, bevor überhaupt zum Denken vorgeschritten wird. Stattdessen wird mit den Fahnen des Geistes das Bewußtsein, mit Karl Marx das Sein verteidigt. Die Idealisten — im erkenntnistheoretischen Sinn — verschanzen sich fast unangreifbar hinter einem transzendentalen Subjekt, durch dessen konstitutive Kraft das Sein überhaupt erst in den Griff bekommen werden kann. Die Bedingung dieser Konstitutionsmöglichkeit aber, entgegnet die Gegenseite, ist nicht in der Erscheinung oder dem Begriff der Materie zu suchen, sondern es gibt sie, weil eine stoffliche Welt unabhängig, ob wir sie denken oder nicht, existiert. Diese Kontroverse, die in der Philosophie mit größter Leidenschaft und Scharfsinn ohnegleichen ausgehandelt wird, kehrt — wenn auch abgewandelt — in der Problematik wieder, wie sich gesellschaftliches Sein und Bewußtsein zueinander verhalten. Natürlich ist die erkenntnistheoretische Frage unabhängig von dem Streit zu entscheiden, ob der Vorrang dem Überbau oder der Basis zu geben ist. Worauf es uns ankommt, die Ähnlichkeit der Schwierigkeiten zu zeigen, in die jeder gerät, wenn er Materie und Geist oder Basis und Überbau gegenüberstellt. Dies soll am zweiten Begriffspaar näher dargestellt werden.

Ein Materialist wird diesen Widerstreit mit dem Vorwort von Marx „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ entscheiden wollen, wonach die Menschen in der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse eingehen, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Und nun: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ Um diese Bemerkung entbrennen dann meist die heftigsten Diskussionen, weil sich auch hier abgründige Möglichkeiten ergeben. So werden die Idealisten einwenden, daß von einer unmittelbaren Einwirkung des Seins auf das Bewußtsein nicht die Rede sein kann und folglich die Gebilde des Geistes wie Religion, Kunst und auch Politik nicht daraus abgeleitet werden können. Für versöhnlich Gestimmte bietet sich hier ein guter Kompromiß an. Sie lassen nämlich dem Sein wie dem Bewußtsein je eine „Dia-

lektik“ zukommen, Real- und Idealdialektik also, um sich dieses herrliche Paar auch noch durcheinander verschlingen zu lassen! Vivat unitas sancta!

Das Schiefe der Fragestellung liegt darin, daß hier wieder abstrakt, ohne Inhalt die Wahrheit entschieden werden soll, als ob sie mit dieser „Entscheidung“ glatt eingestrichen werden könnte. Verfehlt man die dynamische Beziehung zwischen Basis und Überbau, der keine statischen Begriffe, sondern nur die Wahrheit selber als Prozeß gerecht werden können, dann fällt die Diskussion zurück in die formale Logik, für die  $A = A$  und Sein = Sein ist. Diesen Fehler begehen auch die Materialisten, die die Intention ihrer Philosophie mißverstehen, wenn sie selbst die Wahrheit der Marx-Bemerkung als absolute sich aufspreizen lassen. Zu ihrer Zeit, nachdem jahrhundertlang der Primat des Geistes gegolten hatte, war sie in ihrer Bestimmtheit am Platz. Sie selbst wieder zu einer Hundemarke der Wahrheit zu machen, widerspricht dem dialektischen und wesentlich kritischen Denken, das hinter ihr steht. Einem Denken, das mit Hegel durch einen der tiefgründigsten Idealisten entfaltet worden ist. Nach dessen Leistung heute noch in so abstrakte Alternativen zurückzufallen, wie sie sich in den fruchtlosen Diskussionen über Sein und Bewußtsein, Überbau und Basis ausdrücken, weist auf einen philosophischen Niedergang hin, den es zu überwinden gilt, indem an die Arbeit dieser Denker wieder angeknüpft wird.

Kehren wir zum Basis-Überbau-Problem zurück: Hier ist nach dem gesellschaftlichen Sein zu fragen. Indem das Sein der bürgerlichen Gesellschaft, das notwendig unter dem Zwang des Warenaustausches steht, selbst schon die begrifflichen Äquivalenzformen mit in sich haben muß, nach denen Waren überhaupt erst ausgetauscht werden können, kann von einer starren Scheidung zwischen Sein und Bewußtsein gar nicht die Rede sein. Damit fällt das Kartenhaus der abstrakten Alternative in sich zusammen. Ebenso dürfte die Entscheidung schwerfallen, ob zum Beispiel die Nachrichtenmittel der Gesellschaft dem Überbau oder der Basis zuzuordnen sind. Zunächst wohl dem Überbau. Dann würde aber jede Einwirkung der Nachrichten auf das gesellschaftliche Sein ausgeschlossen sein. Das ist absurd. Denn untersuchen wir daraufhin die Meldungen zum Beispiel zum Ost-West-Konflikt in beiden Teilen Deutschlands, so erschöpft sich ihre Bedeutung nicht in der Funktion als Nachricht, die das Sein der Gesellschaft bloß widerspiegelt. Durch die Reflexion des Bewußtseins auf die Widerspiegelung kann sie durchaus auf das Sein der Gesellschaft zurückwirken. So erweist sich auch hier eine starre Zuordnung als mißlich.

Wer nun also die Frage nach Basis und Überbau abstrakt entscheiden will und in vergeblichem Bemühen zur Konstruktion einer Realdialektik und Idealdialektik kommt, die sich wiederum „dialektisch“ durchdringen, spielt nur den wenig zimperlichen Akteuren des Seins — Politikern usw. — in die Hände, denen diese Verwirrung gerade recht ist. Denn sie ermöglicht es, den Trug der Herrschaft aufrechtzuerhalten, von demselben Zwang die Philosophie statt zu diskutieren doch befreien sollte. Darum geht man denen am besten aus dem Weg, die drohend fragen: Wer bedingt nun was? Das Lauernde, mit dem sie die Wahrheit wie einen Sack Geld einstreichen oder wie eine Frau als Objekt besitzen wollen, zeigt nur an, daß sie die Wahrheit selbst noch als ein Herrschaftsinstrument benützen. Im Dienste der Herrschaft also, die verhindert, daß wir zur Wahrheit gelangen. Von ihnen wende man sich ab, wichtigeren Dingen zu. Ihr Schwätzen verhärtet nur den Zustand, den es beseitigen will.

Horst Helmut Kaiser



Ein Werk der Großchemie ist ohne Forschung nicht denkbar; denn sie ist die Grundlage für die Entwicklung neuer Erzeugungsverfahren. Deshalb haben die FARBERWERKE HOECHST AG. und ihre Tochtergesellschaften in den letzten vier Jahren für Forschungszwecke 211 Millionen DM aufgewendet, davon allein 1955 69 Millionen DM, das sind 5,4% vom Umsatz.

Die Voraussetzungen für unsere Forschungsarbeiten sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit der deutschen Universitäten und Hochschulen zurückzuführen, aus deren Hörsälen jetzt wieder gut ausgebildete junge Naturwissenschaftler und Techniker zu uns kommen. Darüber hinaus erkennen wir dankbar die an den Lehrstätten und Instituten betriebene Forschung an, auf der die Praxis aufbaut.

FARBERWERKE HOECHST AG. vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M) · HOECHST

# Akademie der Arbeit - ein zweiter Bildungsweg?

Mit Beginn dieses Semesters hat die „Akademie der Arbeit“ ihr neues Haus gegenüber der Universität bezogen. Schon lange ein Gast in den Hörsälen der Universität, ist sie nun nach außen hin ein Teil der Universität geworden.

Die Akademie der Arbeit ist eine Gründung aus dem Jahre 1921, ihrem juristischen Status nach eine rechtsfähige Stiftung des bürgerlichen Rechts. In der Einführung des Vorlesungsverzeichnisses ist darüber zu lesen:

„Die Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt“ ist als erste deutsche Hochschule für das „Volk der Arbeit“ am 1. Mai 1921 ins Leben getreten. Die damalige Gründung erfolgte in Anerkennung einer Unterstützung, die die Arbeiterschaft der Universität Frankfurt geleistet hatte. (Eine finanzielle Unterstützung durch den damaligen Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund.)

Die Gründer der Akademie sahen deren Rechtfertigung, im Aufstieg der abhängigen Arbeit zu neuen gesellschaftlichen Daseinsformen. Die Aufgabe der Akademie sollte dabei sein, Hörern aus Arbeiter- und Angestelltenkreisen eine systematische und selbständige Hochschulbildung zu verleihen, zur Wahrnehmung ihrer Tätigkeit in der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Selbstverwaltung.

Nach der Wiedereröffnung 1947, für die ein Vertrag zwischen dem Land Hessen und dem Deutschen Gewerkschaftsbund abgeschlossen wurde, wurde die alte Bezeichnung beibehalten. Der Akademie steht ein Kuratorium vor, das sich aus Vertretern des Landes Hessen, dem DGB, dem Rektor der Universität und dem Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt zusammensetzt. Einer der drei hauptamtlichen Dozenten wird vom Kuratorium jeweils für ein Jahr zum Leiter der Akademie gewählt.

Die offizielle Verbindung zur Universität dokumentiert sich in der Benutzung eines Hörsaales, dem Gasthörerstatus der Angehörigen der Akademie und der Mitarbeit von Professoren und Dozenten in der Akademie.

Die 40 bis 45 Teilnehmer eines einjährigen Lehrganges sind im Durchschnitt 28 bis 30 Jahre alt. Die Hörer kommen aus den verschiedensten Berufen, die meisten werden von den Vorständen einer Gewerkschaft vorgeschlagen. Sie haben bisher meistens ehrenamtliche Funktionen in der Gewerkschaft, im Betrieb oder im politischen Leben ausgeübt. Die Hörer des diesjährigen Lehrganges: Stadt- und Gemeinderatsmitglieder, Beisitzer bei Arbeits- und Sozialgerichten, Betriebsratsmitglieder. Außerdem vorausgesetzt wird, daß die Lehrgangsteilnehmer bereits Gewerkschaftsschulen oder Volkshochschulen besucht haben. Die endgültige Zulassung erfolgt nach einer sechstägigen schriftlichen und mündlichen Prüfung des Wissens und der Bildung.

Die Teilnehmer erhalten ein Stipendium, bestehend aus kostenloser Unterbringung und Verpflegung, einer Unterhaltsbeihilfe für ihre Familien und einem Taschengeld. Was erwarten die Hörer von der Akademie? Warum verlassen sie für ein Jahr ihren Beruf? Die Akademie gibt kein „anerkanntes“ Examen das zum Eintritt in bestimmte Berufsgruppen berechtigt. Sie gibt auch kein Zeugnis oder Diplom aus. Der Besuch der Akademie ist mit einem Risiko verbunden. Nicht jeder hat die Zusicherung seines Betriebes, nach einem Jahr wieder aufgenommen zu werden.

Nach den Erfahrungen der Akademie wechseln etwa 50 Prozent der Hörer im Laufe von 3 Jahren nach Verlassen der Akademie ihren Beruf. Ein Teil wird hauptsächlich in den Gewerkschaften tätig, der Rest findet Möglichkeiten in gehobenen Berufen. Dem Ziel aller kommt wahrscheinlich die Aussage eines Hörers am nächsten: „Ich möchte hier meine Kenntnisse, die ich mir in den letzten Jahren erworben habe, vervollkommen und mir vor allen Dingen einen besseren Überblick verschaffen. Außerdem hoffe ich, daß ich hier mein Wissen ordnen und mir noch fehlende Grundlagen erarbeiten kann.“

Dem entspricht im wesentlichen auch der Lehrplan. Er ist in seiner Konzeption einem Studium generale vergleichbar. Schwerpunkte sind: Wirtschaft (Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft,

Grundzüge der wesentlichsten Theorien), Recht (Grundzüge des Arbeitsrechts, Staats- und Verwaltungsrechts und Verfassungsrechts) und Sozialpolitik (Soziologie). Dazu kommt neben anderem Geschichte und Politik. Der Lehrplan ergänzt sich durch Einzelvorträge und Veranstaltungen in den Abendstunden. Die Arbeitszeit ist eingeteilt in vier Vorlesungsstunden vormittags und zwei Stunden Arbeitsgemeinschaft nachmittags. Neben den drei hauptamtlichen Dozenten und zwei Assistenten gibt es an der Akademie zwanzig nebenamtliche Lehrbeauftragte, besonders zu erwähnen sind Professor Ridder, Professor v. Nell-Breuning und Dr. Kasten. Die Arbeitsgemeinschaften werden in Form von Seminaren mit Referaten der Hörer und anschließenden Diskussionen abgehalten. Während der Vorlesungen machen die Hörer regen Gebrauch von ihrem Recht, Fragen zu stellen, aus denen sich recht häufig Gespräche entwickeln.

Es besteht kein Zweifel, daß die Hörer der Akademie in mancher Beziehung unter besseren Bedingungen arbeiten können als wir Studenten. Jedoch ist die Bezeichnung Luxusbau der Wirklichkeit nicht angemessen. Ein gutnachbarliches Verhältnis zwischen Akademiemitgliedern und Studenten ist notwendig und wünschenswert. Auf der einen Seite Menschen mit zwölf- bis fünfzehnjähriger Berufserfahrung, die sich bereits eine Existenz aufgebaut haben, denen das Universitätsleben fremd ist — auf der anderen Seite junge Menschen, die von der Schulbank aus, den direkten Weg zur Universität gegangen sind, denen deshalb das Berufsleben unbekannt ist.

Wer tut den ersten Schritt? Vielleicht sollte die Akademie in den kommenden Monaten an einem Tag der offenen Tür die Studentenschaft zu sich einladen.  
Eduard Koch

## Die SS ruft Europa

Das internationale Auschwitz-Komitee, das sich aus ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslager Auschwitz zusammensetzt, hat seine Verhandlungen mit den Liquidationsbevollmächtigten der I. G. Farben um die Festsetzung des zu entschädigenden Personenkreises abgeschlossen und damit sein Treffen in Frankfurt beendet. In einer abschließenden Pressekonferenz wurde ein Kommuniqué herausgegeben, das neben den erzielten Vereinbarungen mit I. G. Farben, der internationalen Ausschreibung für die Schaffung eines Denkmals im ehemaligen KZ Auschwitz, besonders zu dem Fall Clauberg und dem geplanten internationalen Treffen der SS-Mitglieder während dieses Sommers in Hannover Stellung nimmt.

Das Komitee stellte fest, daß der Fall Clauberg nicht anderen, ähnlich gelagerten und bereits abgeurteilten Fällen gleichzusetzen sei. Der Arzt und Forscher Clauberg, dem die Bundesärztekammer zur Befriedung des Komitees ein vorläufiges Berufsverbot ausgesprochen hat, habe sich als Wissenschaftler freiwillig zur Entwicklung und Durchführung einer Methode der Massensterilisation angeboten. Es sei unverständlich, wieso das Gericht aus formalen Gründen die Nebenklägerinnen — jüdische Holländerinnen — abgewiesen habe, an denen er medizinische Manipulationen vollzogen habe, bei einem Prozeß, dessen Ablauf weit über Deutschlands Grenzen hinaus verfolgt werde.

Das Komitee wies auch auf das bevorstehende Treffen aller ehemaligen SS-Angehörigen in Hannover hin. Es sei durchaus nicht so, daß die ehemaligen Häftlinge sich einer Rache an jedem einzelnen SS-Mann verschrieben hätten, aber die neue Organisation der SS auf internationaler Basis — das Treffen soll unter dem Thema stehen: „Wir rufen Europa“ — und ein Wiederaufleben der Tradition müsse unter allen Umständen verhindert werden.

Wir meinen, wenn man auch schon wieder geneigt ist, einen Schlußstrich unter die Vergangenheit zu ziehen, sollte alles unternommen werden, den Initiatoren solch makabren Rummels die Grundlage zu entziehen.  
KME



..eine Filter-Cigarette die schmeckt

## Nachrichten aus aller Welt

**Mexiko.** Zu Zusammenstößen zwischen rivalisierenden Studentengruppen zweier Universitäten in Guadalajara kam es Anfang Mai. Die Unruhen begannen damit, daß katholische Studenten der Autonomen Universität bei einer Prozession von linksgerichteten Studenten der Staats-Universität angegriffen wurden, wobei es auf beiden Seiten Verletzte gab. Die Plänkeleien setzten sich fort und führten schließlich dazu, daß die Studenten beider Universitäten bewaffnet zu den Vorlesungen gingen und zum Schlimmsten entschlossen waren. Truppeneinheiten mußten am 15. Mai vor den Universitätsgebäuden aufziehen, um weitere Zusammenstöße zu verhindern.

**Polen.** Von den polnischen Studenten, die im Jahre 1956 ins Ausland führen, sind 73% in Länder des Ostblocks und 27% in westliche Länder gereist. Die Zahl der das westliche Ausland besuchenden polnischen Studenten ist damit gegenüber den früheren Jahren bedeutend gestiegen.

**Schweiz.** Bei dem Bau der Cité Universitaire von Genf ist man einen Schritt weiter gekommen: die Pläne sind vom Gründungsrat der Cité und von den Behörden gebilligt worden. Um bis zu ihrer Fertigstellung dem Mangel an verhältnismäßig billigen Zimmern abzuwehren, hat es der Genfer Studentenausschuß übernommen, Wohnungen für Studenten zu mieten. Während des Wintersemesters ist erstmalig vier Studenten eine Wohnung zugewiesen worden, und dieser Versuch ist für die Beteiligten in durchaus zufriedenstellender Weise verlaufen. Der Studentenausschuß mietet die Wohnungen selbst, stattet sie mit den notwendigen Möbeln aus und vermietet sie zum Selbstkostenpreis weiter, wobei einige Franken aufgeschlagen werden, um die Miete für die eventuell während der Ferien nicht bewohnten Zimmer sicherzustellen. Mit Hilfe dieses Systems kommen die Studenten zu Zimmern, deren Miete sich auf nur 70 oder 80 Schweizer Franken beläuft, und verfügen dabei noch über alle Einrichtungen der Wohnung.

In Zusammenarbeit mit dem Kunstgeschichtlichen Institut und dem Studentischen Auslandsdienst an der Universität Frankfurt am Main

## Studienfahrten mit wissenschaftlichen Führungen

### Frankreich Paris

Versailles - Chartres - Reims

6. 10. — 12. 10. 57

Fahrpreis:

48,— DM ab Frankfurt

### England Belgien

London - Oxford - Cambridge - Windsor - Ely - St. Albans - Stonehenge - Canterbury

Brügge - Gent - Brüssel

3. 8. — 18. 8. 57

Fahrpreis:

108,— DM ab Köln

118,— DM ab Frankfurt

### Portugal Baskenland

21. 9. — 15. 10. 57

Fahrpreis:

296,— DM ab Frankfurt

### Italien

Frankfurt - Heidelberg - Karlsruhe - Stuttgart - Ulm - Innsbruck - Gardasee - Pisa - Florenz - Perugia - Assisi - Rom\* - Ravenna - Venedig - Landeck

14. 9. — 1. 10. 57

Fahrpreis:

158,— DM ab Ulm

168,— DM ab Frankfurt

\* 4 Tage Aufenthalt

## Deutsch-französisches Campingtreffen

an der

Cote d'Azur

(Cap d'Ail bei Monaco)

16-tägige Termine:

1. 21. 7. — 5. 8. 57

2. belegt

3. 16. 8. — 31. 8. 57

Aufenthalt mit Vollpension. Auf der Hin- und Rückfahrt je 1 Jugendherbergs-Übernachtung in Chambéry. (Frankfurt - Heidelberg - Karlsruhe - Freiburg - Basel - Genf - Chambéry - Grenoble - Nice - Cap d'Ail)

Teilnahmepreise für Fahrt, Vollpension, Übernachtungen, Beförderungssteuer ab Frankfurt

210,— DM in Zelten, 235,— DM in Bungalows, 110,— DM nur Fahrt und 2 JH-Übernachtungen.

Die Fahrpreise schließen die Fahrdurchführung in modernen Reisebussen, Stadtrundfahrt, Gepäckbeförderung und Beförderungssteuer ein.

Ausführliche Programme, Auskunft und Anmeldung:

Studentischer Auslandsdienst (STAD), Universität Frankfurt am Main, Zimmer 66, mittwochs und freitags von 12.00 bis 13.30 Uhr oder Vermittlungsstelle für Europäische Studienreisen, Frankfurt am Main 1, Freiherr-vom-Stein-Straße 49, Telefon 70 60 05

**Röver "junior"**  
reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsausführung für die Alltags-Kleidung

1 Kleid gereinigt

Lieferzeit: 1 Tag

2,- DM  
2.50

1 Sakko gereinigt DM 2,10

1 Hose gereinigt DM 1,80

1 Mantel gereinigt DM 4,70

(Regenmäntel einschl. imprägnieren)

Nächste Annahmestelle bei der Universität

Leigziger Str. 1, an der Bockenheimer Warte

Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

# Baaskap, Guardianship, Apartheid...

Pro und contra zu Strijdoms Rassenpolitik

Die erste offizielle Ankündigung der Einführung der Apartheid geschah nach 1948 bei Gelegenheit einer Eröffnungsrede an der Universität Stellenbosch durch den damaligen Premier Malan. Er wies darauf hin, daß die Diskrepanz zwischen dem allgemeinen Streben innerhalb Südafrikas — gemeint war die inzwischen zur offiziellen Politik erklärte Apartheid — und der Situation an einigen Hochschulen, die Studenten aller Rassen zu immatrikulieren, untragbar geworden sei. Der Ankündigung folgten 1954 die Einsetzung einer Kommission durch die Regierung; nach ihrem Vorsitzenden genannt die Holloway Commission. Sie hatte die Aufgabe, die Praktikabilität und die finanzielle Notwendigkeit beim Aufbau getrennter Bildungsstätten für Nichtweiße zu untersuchen. Die Kommission legte 1955 ein Ergebnis vor, aus dem hervorging, daß eine Segregation an den Universitäten aus praktischen und finanziellen Gründen weder rentabel noch wünschenswert ist. Sie wies darauf hin, daß durch die absolute Apartheid die Gefahr eines Einbruchs in die Autonomie der Universitäten und in die akademischen Freiheiten heraufbeschworen werde. Außerdem würde die soziale Rolle der Universität außerhalb der Vorlesungen derart beschränkt werden, daß diese ihrer eigentlichen Aufgabe der Menschenbildung nicht mehr gerecht werden könne. Die Regierung lehnte diesen Kommissionsbericht ab und setzte im Mai 1956 eine andere, die sogenannte interministerielle Kommission, ein. Diese hatte davon auszugehen, daß die Apartheid auf jeden Fall eingeführt wird und sollte einen genauen Plan zu ihrer Durchführung ausarbeiten. Dieser Plan lag im November des vergangenen Jahres vor. Inzwischen hatte der Minister für Erziehung mehrmals eine entsprechende Gesetzesvorlage im Parlament angekündigt. Diese wurde zu Beginn der diesjährigen Legislaturperiode vorgelegt und befindet sich zur Zeit im Beratungsplan.

Die schnelle Vermehrung der Bantus in Südafrika macht die Frage der Selbsterhaltung der weißen Minorität akuter denn je. 9 zu 3 ist das Verhältnis heute. In 50 Jahren, schätzt man, wird es sich auf etwa 22 zu 6 verschoben haben. Die primäre Aufgabe der Europäer für sich selbst bleibt darum die Erhaltung der Eigentümlichkeit und Identität der eigenen Rasse. Erreicht werden kann diese nur durch das Bewußtsein eigener Werte. Dabei muß natürlich der Gefahr hochmütiger Überlegenheit begegnet werden. Der Baaskap-Begriff (Herrentum) muß einen neuen Inhalt, den der Guardianship (Anleitung) erhalten. Die Eingeborenen sollen auf Grund ihres zunehmenden Selbstbewußtseins die Möglichkeit erhalten, ihren Lebensformen selbst Ausdruck zu verleihen, und zwar stufenweise auf wirtschaftlichem Gebiet. Der Weg zu diesen beiden Zielen ist die graduelle Ablösung beider Gruppen, voneinander, die geographische Apartheid.

Eine konkrete Ausarbeitung bis ins administrative Detail hat dies zweischneidige Zukunftsbild in dem soeben veröffentlichten sogenannten Tomlinson-Bericht erhalten. Auf 3 800 Seiten und zusätzlichem umfangreichen Kartenmaterial hat hier eine von der Regierung eingesetzte „Kommission zur Untersuchung der Socio-Ökonomischen Entwicklung der Bantu-Gebiete in der Südafrikanischen Union“ in vierjährigen umfangreichen Erhebungen einen genauen Plan zur endgültigen Durchführung der totalen Segregation vorgelegt. Hochschulprofessoren und Wirtschafts- und Sozialexperten sind von der Voraussetzung einer getrennten Entwicklung ausgegangen und haben eine Antwort zu finden versucht auf die vielen seit langem hitzig diskutierten Fragen. Diese Antwort ist im möglichen Rahmen objektiv, aber auch schillernd. Jedenfalls ist die Ausarbeitung kein eindeutiger Beweis der Richtigkeit der Regierungspolitik, obwohl dies von ihr behauptet wird. Kritik und Vorschläge, die den ursprünglichen entgegengesetzt sind, gibt es in hinreichendem Maße. Aber trotz der Unterschiede ist die Marschrichtung eindeutig. Fern der grundsätzlichen Auseinandersetzung gibt die Kommission einen konkreten Weg an, der, wenn er eingeschlagen wird, das Gesicht des Landes durchgreifend verändern wird. Das Hauptproblem ist die Entwicklung der Bantu-Gebiete, in denen die Eingeborenen mit Hilfe des weißen Mannes ihre eigene Zukunft aufbauen sollen. 14% des Landes, zum größten Teil klimatisch günstig gelegen, stehen ihnen dabei zur Verfügung. Bei den jetzigen landwirtschaftlichen Methoden, die zur Unfruchtbarkeit weiter Strecken durch Bodenerosion und Vernachlässigung geführt haben, können etwa 4 Millionen Menschen in diesem Gebiet leben. Nach Entwicklung der Anbaumethoden und Start von Industrie und Städtebau sollen mehr als das Dreifache ernährt werden können. Erziehung und Finanzierung sind dabei die Hauptfaktoren, und der Plan bürdet dabei die Hauptlast dem weißen Mann auf. In 10 Jahren sollen 104 Mill. Pfund (ca. 1,4 Mrd. Mark) ausgegeben werden. Dieses große Opfer ist die einzige Alternative zum Verlust der europäischen Eigenart, und die schon weit fortgeschrittene Integration empfiehlt höchste Eile. Ohne Verzicht wird der Europäer in Südafrika keine Zukunft haben. Sogar eine mögliche Erweiterung der Eingeborenengebiete durch bisher „europäisches“ Land und eine Neuverteilung des Bodens zieht der Bericht in Betracht. Eine weitere Voraussetzung ist die Hergabe der englischen Protektorate durch Großbritannien, deren Fremdkörpereigenschaft bisher den nationalistischen Bestrebungen immer ein Dorn im Auge war. Mit diesen Protektoraten sollen sieben provinzielle Gebietseinheiten entstehen, in denen die Bantus graduell Eigentumsrechte, Selbstverwaltung, Wirtschaftsgestaltung und Sozialentwicklung erhalten. Mehr als 100 neue Städte sollen gegründet, ganze Industriezentren neu errichtet werden. Das Erziehungssystem möchte man in den Linien der bisherigen Eigenentwicklung fortführen. Dies bedeutet Einführung der Muttersprache in den Grundschulen, Aufbau eigener Oberschulen und Universitäten — der Bedarf an geschultem Nachwuchs wird riesengroß sein — und Beginn eines eigenen Wirtschaftssystems, das allerdings nach der Vorausschau des Berichts und entgegen der eigentlichen Konzeption in engster Zusammenarbeit mit der Wirtschaft der ganzen Union stehen muß. 28 europäische Ansiedlungen, die gegenwärtig in diesen Gebieten liegen, werden zugunsten ihrer zukünftigen Bewohner geräumt werden müssen. Mangel an Konsequenz ist diesem Plan nicht vorzuwerfen.

Das gigantische Projekt hat trotz seiner faszinierenden Geschlossenheit und Folgerichtigkeit auch erhebliche Schwächen. Das Problem der bleibenden Notwendigkeit eingeborener Arbeitskraft im Bereich der europäischen Bevölkerung versucht es durch Vorschläge einer zunehmenden Automatisierung und Reduzierung der Zahl von Bantu-Arbeitern auf etwa 6 Mill. zu lösen, der in 25 Jahren dann etwa genausoviel Weiße gegenüberstehen würden. Die sozialen Probleme der Wanderarbeit, wie sie schon heute im großen Maße, besonders in den Goldminen, praktiziert wird, treten noch in den Hintergrund gegenüber dem bleibenden Dilemma der rassischen Diskriminierung, denn diesen 6 Mill. Wanderarbeitern können keine politischen Rechte eingeräumt werden, ebenso wie in den Bantu-Gebieten am Ende der Entwicklung kein Europäer mehr bestimmte Rechte haben soll. Letzten Endes, so argumentieren die Kritiker, läuft so das ganze Projekt auf eine bloße Verschiebung der Bevölkerungszahlen hinaus. Eine totale Lösung des Rassenverhältnisses bedeutet es nicht.

Die ehrlichen Bemühungen aller Beteiligten kann nicht angezweifelt werden. Hinter ihnen steht die Überzeugung, daß der Eingeborene auf Grund seiner Eigenart nicht zu einem abendländischen Menschen umgeformt werden kann. Auch in den Kirchen wächst übrigens teilweise die Meinung, daß bei der

## Die Studenten in Südafrika und wir

„Der VDS hat mit Bestürzung zur Kenntnis nehmen müssen, daß die Regierung der Südafrikanischen Union trotz wiederholter Proteste Schritte eingeleitet hat, einen Teil der akademischen Jugend Südafrikas von den Universitäten Kapstadt und Witwatersrand auszuschließen. Der VDS bekennt sich nachdrücklich zum Prinzip der Freiheit für Forschung und Lehre und zum Grundsatz der Autonomie der Hochschulen, die mit jeder Art politischer, rassischer und religiöser Diskriminierung unvereinbar ist. Er vertritt die Auffassung, daß die Zulassung zur Universität allein von der wissenschaftlichen Leistung abhängig sein darf. Der VDS bittet daher die Regierung der Südafrikanischen Union, im Interesse aller Studenten Südafrikas, die bereits eingeleiteten Maßnahmen zur Durchführung der Segregation an den Universitäten und Hochschulen der Union rückgängig zu machen und die akademische Freiheit zu garantieren. Der VDS nimmt die mutige Haltung der dortigen Studentenschaft zur Kenntnis und ist bereit, ihre Aktion voll zu unterstützen. Der VDS wird bemüht sein, den von der Diskriminierung an den Universitäten und Hochschulen betroffenen Studenten nach besten Kräften und in jeder möglichen Weise zu helfen.“

Diese Resolution wurde auf der 9. ordentlichen Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften in Euskirchen mit großer Mehrheit angenommen.

Missionierung und Erziehung mehr als bisher die eigene Welt der Bantu berücksichtigt werden muß. Durch den bisherigen Kontakt und die Kommunikation ist aber eine Rückkehr in die historischen Lebensformen nicht möglich. So muß er unter der Anleitung des Weißen diesen Gegebenheiten Rechnung tragenden Formen finden, die genügend den Raum zur Entwicklung seiner Eigenart lassen.

Die Apartheid stellt so an die Schwarzen ungeheure Anforderungen. Sie sollen nicht nur durchgreifenden soziologischen Veränderungen und Umschichtungen beträchtlich forcierten Charakters unterworfen werden, in deren Verlauf z. T. die nomadischen Hirten und Bauern zu industrialisierten Land- und Stadtbewohnern umgewandelt werden, sondern sie sollen auch die Zivilisationszusammenstöße geistig verarbeiten, dazu einen neuen Kulturkreis aufbauen, der ihren Vorstellungen entspricht.

An diesem Punkt setzt eigentlich die am tiefsten reichende Kritik an der ganzen Apartheid-Konzeption an. Es sei falsch und ungerecht, so argumentiert man, den alten römischen Rechtssatz der Garantie des individuellen Rechtsbereichs, das *suum cuique*, auf rassische Gruppen auszudehnen. Auch unter den Angehörigen andersfarbiger Rassen hat das Individuum den Anspruch, nach seinem eigenen Leistungs- und Bildungsniveau beurteilt zu werden. Die Unterordnung des einzelnen unter die Rassengruppe ist der erste Schritt zur Vermassung und zum Totalitarismus, und damit sei die ganze Konzeption schon vom Ansatz her zum Scheitern verurteilt.

Aber auch andere Bedenken stehen dem Regierungsprogramm entgegen, sowohl sachlich-technischer als auch prinzipieller Art. Der Vorwurf der Eigensucht der dominierenden Klasse als Leitmotiv des gesamten Programms mag noch als gefühlsmäßiges Argument aus der Diskussion ausgeklammert werden, wenn es aber um die Frage der geistigen und kulturellen Leistungsfähigkeit des Bantu geht, können sich die Kritiker auf viele handfeste Nachweise des durchschnittlich gleichen potentiellen Standards berufen. Es ist zudem ein Frage, ob im 20. Jahrhundert, im Zeitalter der immer enger werdenden internationalen Kommunikationen, die Entstehung eines geschlossenen neuen Kulturkreises möglich ist. Der Trend zur Assimilation zum höheren Zivilisationsstandard hin hat sich in der Geschichte noch immer als die stärkste soziologische Kraft erwiesen, und das kraftvolle Beispiel bietet Südafrika selbst, wo der industrielle Magnetismus das Stammes- und Familienleben eines großen Teils der Eingeborenen zerstört hat. Vermutlich werden die Schwarzen nicht die Kraft aufbringen können und wollen, eigene Kulturformen den ihnen vorexerzierten entgegenzustellen. Ihr Ideal ist und bleibt die Adaption. Weiter ist das Ausmaß bemerkenswert, in dem eine Integration schon erfolgt ist. In allen Teilen der Union hat der Eingeborene als Arbeiter die ihm gebotene Stellung bezogen. Wenn eine Gesamtvermischung von den meisten auch nicht als

wünschenswert angesehen wird, so muß man doch zunächst an die naheliegenden Probleme denken, die sich aus den Tatsachen ergeben, und darf nicht mit illusionären Zukunftsbildern die Schwierigkeiten der Gegenwart überdecken. In der Wirtschaft ist die Kooperation Tatsache. Die Expansion der Industrie und der damit verbundene Arbeitskräftemangel stellt im allgemeinen am Arbeitsplatz den Europäer neben den Eingeborenen. Eine in der gegenwärtigen Sitzungsperiode des Parlaments in dritter Lesung eingebrachte Gesetzesvorlage sieht vor, den Arbeitsminister mit der Vollmacht auszustatten, bestimmte Berufsgruppen, Gebiete oder Arbeiten als nur für eine bestimmte Rassengruppe reserviert zu erklären. Solche Maßnahmen, zusammen mit der angeordneten Spaltung der Gewerkschaften und der offensichtlichen Nicht-Einhaltung des Prinzips „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ sind anrüchlich und tragen den Keim einer staatlich gelenkten Wirtschaft in sich.

Aber die Kritik geht noch weiter. Sie weist nicht nur auf den Anachronismus hin, dem steigenden Arbeitskräftebedarf durch Einschränkung der Arbeitsmöglichkeit für Eingeborene begegnen zu wollen, sondern auch auf die technische Unmöglichkeit einer Durchführung der totalen Segregation. Neue Industrien kann man nicht künstlich herbeizaubern, ihre Existenz ist von vielen Faktoren abhängig. Und erst recht können Städte nur wachsen aus einer Entsprechung verschiedener Bedürfnisse. Die geographische Apartheid lebt von der Illusion künstlicher Kulturschöpfung. Wirtschaftlich ist die Re-Integration Unsinn. Und politisch muß ein Mittelweg gradueller Rechtsweiterung gemäß dem Bildungsstandard den Schwarzen Schritt für Schritt in die gegebene Ordnung einfügen.

So stehen die Verfechter der Apartheid eigentlich zwischen zwei Welten. Parteipolitisch ist die Deklaration der totalen Segregation unumgänglich, wirtschafts- und außenpolitisch aber ein Hindernis auf dem Weg der Weiterentwicklung. Janusgleich schaut die Regierung in beide Richtungen. Den wirtschaftlichen Anforderungen Rechnung tragend, muß man der Erweiterung der Integration zustimmen, gleichzeitig aber der europäischen Wählerschaft versichern, daß die Dominanz der weißen Minderheit durch die totale Apartheid gesichert werden wird. Die Europäer sollen die Apartheid und gleichzeitig die Früchte der Integration genießen können. Sie sollen britische, amerikanische, schweizerische und holländische Investitionen bekommen und dabei aber die Konsequenzen der Industrialisierung, die Expansion der Nicht-Europäischen Arbeitskraft, übersehen. Trotz aller Mechanisierung und Automatisierung wird man in industriellen und sonstigen Arbeitsbereichen nie auf den Eingeborenen verzichten können.

Inzwischen versucht jedoch die Regierung, auf den noch ausstehenden Gebieten ihren Prinzipien gesetzmäßigen Ausdruck zu verleihen. Mit ihrer klaren Mehrheit im Parlament bereitet ihr dies auch keinerlei Schwierigkeiten. Und so wächst die Flut der Produkte legislaturfreudiger Parlamentarier in Form von neuen Gesetzen, Gesetzesänderungen und -ergänzungen proportional zur Opposition. Wurden von 1948 bis 1955 etwa 25 Gesetzesvorlagen, die die Rassenpolitik betrafen, bearbeitet, so waren es in der Sitzungsperiode 1955 allein schon 22. Die Umsiedlungen im Rahmen des „Klärungs-Programms bestimmter Städte“ wurden weiter vorangetrieben. In der Krankenpflege wird die Rassentrennung gerade eingeführt. Eigentumsrechte von Nicht-Europäern an Boden in zum europäischen Gebiet erklärten Bereichen werden eliminiert, und eine Erweiterung polizeirechtlicher Machtbefugnisse soll dazu dienen, die Kontrollgewalt der Exekutive zu verstärken. Es ist unmöglich, die fortschreitende Entwicklung in Einzelheiten zu kommentieren. Grotesken entstehen durch Zusammenprall der natürlichen Entwicklung mit der eingeschlagenen Politik. Persönliche Bedienstete, mit denen der soziale Kontakt unzweifelhaft recht eng ist, dürfen Nicht-Europäer sein, während z. B. ein Bus, in dem neben anderen Rassenangehörigen noch Weiße mitfahren, auf keinen Fall von einem Nicht-Weißen benutzt werden darf.

Eine Analyse kann viele Einzel Tatsachen registrieren. Die meisten von ihnen sind dem Leser in Europa ohnehin oft genug unterbreitet worden. Die Komplexität macht aber eine Gesamtanschauung schwierig. Es scheint so, daß viele Weiße sich mit dem Gedanken der Apartheid mehr und mehr vertraut machen, während der Nicht-Europäer sich noch im unklaren darüber ist, ob er die hypothetischen Annehmlichkeiten der Rassentrennung annehmen oder ablehnen soll. Daß es keine organisierte Opposition der Nicht-Weißen gibt, scheint den strengen Regierungs-Kontrollmaßnahmen zuzuschreiben zu sein und den wirtschaftlichen Möglichkeiten, die sich ihnen immer mehr öffnen. Verbessert haben sich die Rassenbeziehungen im ganzen nicht, trotz der ehrlichen Bemühungen der offiziellen Stellen. Die Etablierung einer ministeriellen Administration und die Erweiterung ihrer Kompetenz auf ungeahnte Ausmaße genügt eben nicht. Eine Lösung, die alle befriedigt, gibt es nicht. Die vorgeschlagenen Mittelwege — z. B. wirtschaftliche Integration bei sozialer Trennung oder getrennte, aber systematische politische Vertretung usw. — finden nicht einmal eine Antwort auf die rassische Diskriminierung. Bei allen Rechtfertigungsversuchen bleibt immer ein bitterer Geschmack. Vorläufig besteht im praktischen Bereich die faktische Priorität der Europäer. Es wird aber darauf ankommen, die wesensmäßige Entscheidung vor der praktischen Durchführung zu fällen. Die Form der bisherigen Auseinandersetzung — die Polemik läßt auf beiden Seiten an Schärfe kaum etwas zu wünschen übrig — macht ein sachliches Gespräch schwierig. Bisher scheinen alle Wege zu einer Lösung immer nur vom weißen Mann auszugehen. Er ist es, der die Mittel zur Verfügung stellt — in der Erziehungsarbeit wird unbestritten ungeheuer viel für die Eingeborenen getan —, er schlägt die weitere Entwicklung vor. Um der Sache gerecht zu werden, wird man in Zukunft mehr mit dem Ohr des schwarzen Mannes hören müssen. Die ganze Frage des Rassenverhältnisses ist für die europäische Gruppe in Südafrika eine zweifache Herausforderung. Innenpolitisch und international muß eine Antwort gefunden werden. Ihr Charakter wird die historische Berechtigung der Weißen in Afrika entscheidend mitbestimmen.

Grigoleit

Müde?  
**Halloo-Wach**  
WOHLSCHMECKEND u. UNSCHADLICH  
macht munter  
In Apoth. - Droger. 10 Tbl.: 25 Tbl. 2,25, 50 Tbl. 4,-  
A. MOLLER WERK HAMBURG

# Hochschulnachrichten

## Rechtswissenschaftliche Fakultät

Herrn Assessor Dr. Othmar Jauernig wurde die *venia legendi* für bürgerliches Recht und Zivilprozeßrecht erteilt.

## Medizinische Fakultät

Rektor und Senat der Johann Wolfgang Goethe-Universität erfüllen die traurige Pflicht, davon Kenntnis zu geben, daß der außerplanmäßige Professor für Geburtshilfe und Frauenheilkunde, Herr Dr. Alwin Hildebrandt, am 29. Mai 1957, im 52. Lebensjahr verstorben ist.

Herr Prof. Dr. Oscar Gans wurde mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Herr Priv.-Doz. Dr. Herbert Cramer wurde als „Active Member“ in den „Inter-Society Cytologic Council“ aufgenommen.

Herr Prof. Dr. Jörg Jürgens nahm am zweiten Symposium über „Spontane Blutgerinnung“ in Lissabon teil.

Herr Prof. Dr. Walther Amelung nahm am X. Internationalen Kongreß für Thalamo-Therapie und Hydro-Climatologie in Cannes teil.

Herr Prof. Dr. Rudolf Geissendörfer wurde vom wissenschaftlichen Komitee der Internationalen Gesellschaft für Chirurgie aufgefordert, im Oktober in Mexiko einen Vortrag über „Chirurgische Krebsforschung“ zu halten; Er wird an dieser Tagung teilnehmen.

Herr Priv.-Doz. Dr. Max Kuck wurde auch für das Sommersemester 1957 mit der kommissarischen Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des Extraordinariats für zahnärztliche Prothetik beauftragt.

Herr Priv.-Doz. Dr. Leopold Ther wurde zum außerplanmäßigen Professor für Pharmakologie und Toxologie ernannt.

## Philosophische Fakultät

Herr Prof. Dr. Friedrich Ohly hat einen Ruf auf ein freies Extraordinariat für Deutsche Philologie an der Universität Mainz angenommen.

Herr Prof. Dr. Harald Keller nahm an einer Sitzung des Kuratoriums des Max-Planck-Instituts Bibliotheca Hertziana in Rom teil.

Herr Prof. Dr. Ernst Beutler hielt in Rom einen Vortrag.

## Naturwissenschaftliche Fakultät

Der Magistrat der Stadt Paris hat dem Vorsitzenden der Farbwerke Höchst AG, Professor Dr. Karl Winnacker, die Große Medaille der Stadt Paris verliehen. Vor Professor Dr. Winnacker wurde die Medaille von Paris an Königin Elisabeth von England, Sir Winston Churchill, Präsident Eisenhower, Professor Einstein, Professor Fleming und Professor Albert Schweitzer verliehen.

Herr Priv.-Doz. Dr. Ernst August Behrens wurde zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Die *venia legendi* wurde erteilt:

Herrn Dr. Günther Hollmann für Meteorologie und Herrn Dr. Johann Götte für Radiochemie im Rahmen der physikalischen Chemie.

Herrn Priv.-Doz. Dr. Gerhard Ringel, Universität Bonn, wurde mit der Vertretung des ordentlichen Lehrstuhls für Mathematik (Inhaber Prof. Dr. Franz, z. Z. Chicago) für das Sommersemester 1957 beauftragt.

Herr Priv.-Doz. Dr. Ernst Schönhalz hielt Gastvorlesungen an den Universitäten Stockholm und Uppsala.

Herr Prof. Dr. Franz hielt Gastvorlesungen an Institute for Advanced Study in Princeton, New Jersey, und an der University of North Carolina in Chapel Hill, North Carolina, USA.

Herr Priv.-Doz. Dr. Karl Krömmelbein hat ein Angebot angenommen, der deutsch-brasilianischen Gesellschaft Petrosus für drei Jahre als Paläontologe beizutreten.

## Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Herr Prof. Dr. Karl Hagenmüller hat einen Lehrauftrag an der Universität des Saarlandes übernommen.

Herr Prof. Dr. Arnold Bergsträsser, Freiburg, hält für den noch immer durch Krankheit verhinderten Professor Carlo Schmid, Vorlesungen über „Einführung in die Weltpolitik der Gegenwart“.

Herr Prof. Dr. Franz Scherperner nahm in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des deutschen Zweiges des internationalen Sozialdienstes an einer Sitzung der Vereinigung in Genf teil.

## Evangelische Studentengemeinde

### Gottesdienste

Jeden Sonntag 10 Uhr, Kapelle des Studentenhauses.

### Hochschulabende

Mi., 19. 6., 19.15 Uhr, Hörsaal „F“ der Universität: Prof. Dr. Hans Müller-Schwefe, Hamburg: „Ethik des Atomzeitalters“.

Mi., 26. 6., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Studentenfarrer Dr. W. Böhme: „Die Ordnungen der Natur und Gesellschaft“ (I. Mose 9).

Mi., 3. 7., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Studentenfarrer Dr. W. Böhme: „Gott und die Völker“ (I. Mose 10 und 11).

Mi., 10. 7., 19.15 Uhr, Großer Klubraum des Studentenhauses: „Der Studentenfarrer antwortet“ (Öffentliche Diskussion).

### Sonstige Veranstaltungen

Mo., 17. 6., 9.00 Uhr (Tag der deutschen Einheit), Abfahrt ab Opernplatz Pfm. mit Sonderbus zur Studienfahrt in das Lahntal mit ehemaligen Studenten der DDR.

Mo., 24. 6., 19.15 Uhr, Kleiner Klubraum des Studentenhauses: Offener Abend des Studentenfarrers.

Do., 27. 6., 20.00 Uhr, Internationaler Treffpunkt im Studentenhaus: Gesellschaftsabend für Ausländer.

Sa./So., 29./30. 6., Evangelische Akademie Arnoldshain/Taunus: Wochenendstudientagung für Studenten: „Der moderne Parteienstaat — seine Vorzüge und Gefahren“.

Di., 9. 7., 19.15 Uhr, Sendenberganlage 35: Medizinerkreis.

## Katholische Studentengemeinde

### Gottesdienste

So., 8.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.

Di., 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Do., 19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Fr., 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Fr., 8.15 Uhr, Missa für Mediziner in der Rektorskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7.

Do., 20. 6. (Fronleichnam), 8.00 Uhr, Gottesdienst im Dom; anschließend gemeinsame Teilnahme an der Domprozession.

Sa., 29. 6. (Peter und Paul), 8.00 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.

### Abendveranstaltungen

Di., 18. 6., 19.30 Uhr, Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft im Kleinen Klubraum des Studentenhauses. Leitung: die Studentenfarrer.

Mi., 19. 6., 20.00 Uhr, Zusammensein mit ausländischen Studenten im Kleinen Klubraum des Studentenhauses.

Fr., 21. 6., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenfarrers im Kleinen Klubraum des Studentenhauses. Thema: „Christentum ohne Kirche“.

Mo., 24. 6., 19.15 Uhr, Studentische Glaubensschule im Großen Klubraum des Studentenhauses.

19.15–20.00 Uhr, P. Prof. Dr. Joh. Beumer „Fundamentaltheologie“.

20.15–21.00 Uhr, P. Prof. Dr. Alois Stenzel „Dogmatik I“.

Mi., 26. 6., 20.00 Uhr, Mediziner-Kreis im Kleinen Klubraum des Studentenhauses. Thema: „Arztliche Eheberatung (Frage der Eheführung)“.

Fr., 28. 6., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenfarrers im Großen Klubraum des Studentenhauses. Thema: „Freizeitgestaltung — aber wie?“

Mo., 1. 7., 19.15 Uhr, Studentische Glaubensschule im Großen Klubraum des Studentenhauses.

Fr., 5. 7., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenfarrers im Großen Klubraum des Studentenhauses. Thema: „Rouault“.

## Selbstverwaltung

Ordentlicher Haushalt des AStA zum Sommersemester 1957

A. Einnahmen:		
Beitrag von 7000 Studenten à DM 2,50	17 500,—	DM
B. Ausgaben:		
VDS-Beitrag	4 450,—	
LVB-Beitrag	550,—	
Personalkosten	4 050,—	(um DM 100,— gekürzt)
Telefon	500,—	
Porti	250,—	
Bürokosten	500,—	
Verschiedenes	400,—	
Aufwandsentschädigungen	1 050,—	
Reisekosten/Spesen	1 400,—	
Sozialfond	2 000,—	
Auslandsreferat (Verwaltung)	400,—	(um DM 200,— gekürzt)
Gaststudenten und Ausländerbetreuung	500,—	
Fachschaften	500,—	
Wahlen	450,—	
Gesamtdeutsches Referat	500,—	
	17 500,—	DM
		17 500,—

Bei den Fakultätssitzungen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ist ein studentisches Mitglied der Fachschaft zu allen studentischen Fragen mit Sitz zugelassen, wurde vom Sprecher der wiso-Fachschaft, Fritz Richter, mitgeteilt. Die Zulassung erfolgte auf Anregung der Studenten.

Bei einem Gespräch mit namhaften Vertretern der Wirtschaft (Dr. Ernst Vits, Vorsitzender des Vorstandes der vereinigten Glanzstoff AG, Verbandsdirektor Nord, Deutsche Forschungsgemeinschaft und Dr. Richard Merton, Metallgesellschaft) und dem Fachgruppenleiter der Fachgruppe Wirtschaftswissenschaften im VDS wurden Fragen einer Studienreform diskutiert. Grundlage der Besprechung bildeten die Vorschläge Dr. Mertons auf Beschränkung der Hörerzahl und eine dreijährige kaufmännische Ausbildung vor Beginn des Studiums. Diese Gespräche sollen, wie Fachgruppenleiter Richter mitteilte, in Kürze mit führenden Wirtschaftlern fortgesetzt werden. Professoren nehmen zu diesen vorbereitenden Aussprachen nicht teil. Sie haben sich bisher sowohl positiv als auch ablehnend gegenüber diesem Unternehmen geäußert.

Auf der Landesverbandssitzung des Landesverbandes Hessen, am 22. Mai 1957 in Gießen, wurden die Kommilitonen Hoffmann, Gießen, Gogge, Darmstadt, Kurtz, Frankfurt, zu Landesdelegierten gewählt. Schmitt, Frankfurt, wurde fester Stellvertreter. Auf der gleichen Sitzung wurde der Frankfurter AStA-Vorsitzende Kurtz Vorsitzender des Landesverbandes.

Das diesjährige Universitätsfest wurde auf den traditionellen Ausflug zusammengestrichen. Alle anderen Veranstaltungen, wie Ball und Festakt finden nicht statt. Der Ausflug führt nach Schwetzingen. Dort spielen zwei Kapellen zum Tanz. Außerdem wird die Studiobühne im Rokokosaal des Schlosses eine Neuinszenierung bringen. Geplant ist „Leonce und Lena“.

Das Auslandsreferat des Allgemeinen Studentenausschusses kündigt wiederum Reisen nach Paris zu den bekannten Bedingungen (33,— bis 41,50 DM für Fahrt und Übernachtung) an. Die Termine sind: 20. bis 26. Juli; 23. bis 29. August und 26. Oktober bis 1. November.

## Der Haushalt des AStA

Ein Zyniker hat die vergangene „große Haushaltsdebatte“ der Frankfurter Studentenschaft als ein Spiel von Wenigen mit dem Nichts bezeichnet. Er wollte damit sagen, daß dies Spielchen, mit bewundernswürdiger Ernsthaftigkeit betrieben, ohne Nutzen sei: Handelt es sich doch bei den Akteuren keineswegs um Stars dieses Gewerbes und sind auch die Einsätze, an großen Vorbildern, sozusagen den klassischen Praktikanten solcher Debatten gemessen, recht bedeutungslos. Dennoch ist dieses Bonmot unrichtig. Gewiß raufte man sich um kleinere, oft nur zweistellige Beträge. Auch trifft es zu, daß die Materie spröde ist; es handelt sich ums Rechnen und um Zahlen. Dabei gilt es in unserem Falle, das Beitragsaufkommen, mit 17 500 DM für das Sommersemester recht vorsichtig (!) errechnet, umzuschlagen auf die einzelnen „Aktivitäten“ des Allgemeinen Studentenausschusses. Dieses, auf den ersten Blick so hoffnungslos betriebswirtschaftlich-rednerische Unternehmen zeigt sich bei näherer Betrachtung jedoch als Geschäft von wesentlich tieferer Bedeutung; es offenbart den Willen und die Intension des Parlaments zur Festlegung seiner Meinung für künftige Aufgaben. Es eröffnet der Exekutive den Weg und die Marschrichtung kommenden Monate. Es ist, mit einem Wort, das politische Ereignis des Semesters, versteckt freilich unter nüchternen Zahlen.

Der Ausgaben-Haushalt, den der Studentenausschuß zur Debatte stellte, brachte keine umwerfende Neuigkeit. Dies war zu erwarten. Denn schon seit Jahren vollzieht sich der Ablauf der Geschäfte nach feststehenden Regeln. Bekümmender Bestandteil dieses Reglements ist die Höhe der allgemeinen Verwaltungskosten (VDS- und sonstige Beiträge, Bürobedarf, Gehälter und Aufwandsentschädigungen). In diesem Semester sind es 11 750 DM, also fast zwei Drittel des Gesamthaushalts. Der Hinweis, daß die Bürokratie allgemein die Tendenz zeigt, sich selbst zu fressen, vermag nur Optimisten zu erfreulichen Gedankengängen anzuregen. Wir glauben nicht mehr daran.

## VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

### Neue Mitglieder:

Dr. Christian Baumann, Wiesbaden, Dantestraße 1  
 Rechtsanwalt Dr. Fritz Gloede, Frankfurt am Main, Oberlindau 98  
 Wirtschaftsprüfer Erich Trommsdorff, Frankfurt am Main, Im Sachsenlager 3  
 Dr. Walther Sauer und Frau, Frankfurt am Main-Eschersheim, Körberstraße 18  
 Rolf A. Merton, 350 Fifth Avenue, New York 1, N. Y.

## Orient-Institut Frankfurt am Main

Samstag, den 13. Juli 1957, 18 Uhr

Vortrag von

Herrn H. Thorossian

Lehrbeauftragter an der französischen Staatsschule für orientalische Sprachen, Paris

Thema:

### Armeniens Anteil an den Kreuzzügen der abendländischen Christenheit (Mit Lichtbildern)

Der Vortrag findet in französischer Sprache statt. Die Übertragung erfolgt ins Deutsche

im Hörsaal des Senckenberg-Museums

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

### „Morgen kommt ein neuer Tag!“

Diese Mantel- und Degenkomödie Calderons in der deutschen Übersetzung und Bearbeitung von Carlo Schmid bringt die NEUE BÜHNE an der Johann Wolfgang Goethe-Universität zum Sommersemester 1957 im Theater unterm Dach des Instituts für deutsche Sprechkunde.

Als Gastspiel bei der NEUEN BÜHNE gibt der Solotänzer der Bayreuther Festspiele Roger George nach erfolgreicher Tournee in Belgien einen Solotanzabend mit neuem Programm. (16. Juli 1957 im Festsaal des Studentenhauses.)

Eine Sensation schien sich anzubahnen, als, offenbar auf Betreiben der naturwissenschaftlichen Fachschaft, der Sozialfond des Allgemeinen Studentenausschusses von bisher 2000 DM auf 500 DM reduziert werden sollte. Die Sozialarbeit des AStA, bisher eines der Paradestücke vorbildlicher Selbstverwaltungsarbeit, schien damit in ihrer Existenz gefährdet. Der Fond selbst, als subsidiäre Hilfe für jene bedürftigen Kommilitonen gedacht, die auf Grund verwaltungstechnischer Schwierigkeiten durch zuständige Stellen (wie Studentenwerk usw.) nicht gefördert werden können, bot willkommenen Anlaß zu interessanten Ausführungen sozialpolitischer Art. „Kein Mensch verlangt von den Rentnern, daß sie noch bedürftigere Rentner unterstützen, wieso soll es dann der Student?“, verlangte ein Mitglied zu wissen und umschrieb damit die Hauptangriffspunkte der Fachschaft: eine Eigenförderung durch Studenten. Die Abstimmung ergab, daß das Plenum überwiegend anderer Meinung war. Es blieb bei den 2000 DM.

Das Auslandsreferat des AStA, das sich augenscheinlich keiner sonderlichen Wertschätzung im Parlament erfreut, mußte sich eine Beschränkung seiner Verwaltungskosten um 50% auf 200 DM gefallen lassen. Dabei wurde eigens durch Antrag festgestellt, daß es die Mißbilligung des Parlaments findet, wenn die Ferienreisen der betreffenden Kommilitonen und Nichtkommilitonen, durch den Beitrag der Gesamtstudentenschaft mitfinanziert werden.

Im ganzen gesehen freuen wir uns, feststellen zu können, daß die Beteiligten im Bewußtsein ihrer Verantwortung den Wählern gegenüber und vom guten Willen beeinflusst, das Beste zu tun, argumentiert und entschieden haben. Es sei jedoch den Fachschaften empfohlen, professorale Gäste nicht schon zu Beginn der Sitzung einzuladen. Offenbar benötigen die Redner eine gewisse Anlaufzeit zu ihrer Entfaltung. hs

## Entspannung und Erholung

in den städtischen Strandbädern



BRENTANO-PARKBAD  
 Straßenbahnlinie 3

STRANDBAD HAUSEN  
 Straßenbahnlinie 2

STRANDBAD HÖCHST  
 Straßenbahnlinie 12

STRANDBAD NIEDERRAD  
 Straßenbahnlinien 1, 15, 21

EINTRITTS- Erwachsene einschl. Garderobe DM —,50  
 PREISE: Kinder einschl. Garderobe DM —,25  
 Fünferkarte für Erwachsene DM 2,—  
 Fünferkarte für Kinder DM 1,—

## SPORT- UND BADEAMT

FRANKFURT A. M. · TEL. 2 02 21/35 65

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

## JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A. M. - SUD 10  
 Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen, Gartenstraße 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

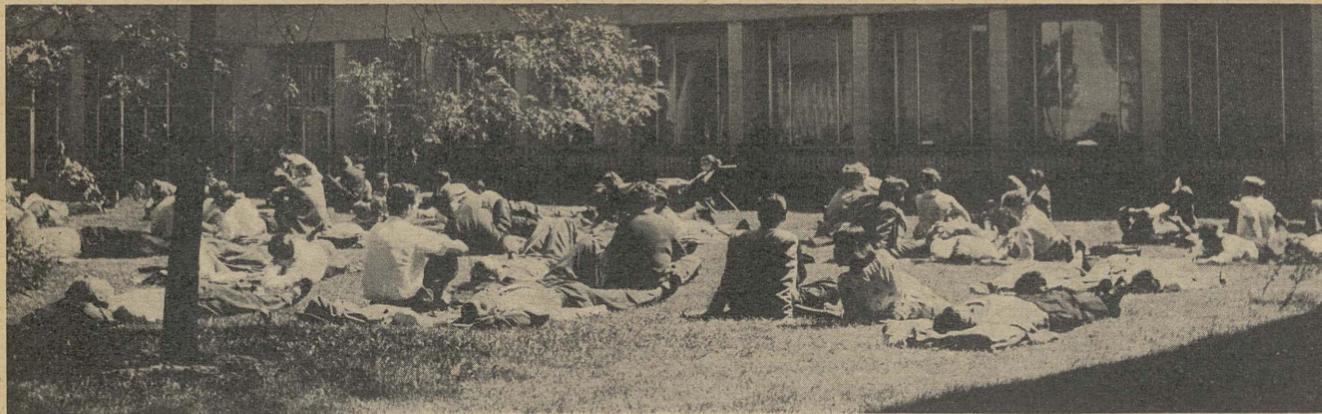


Foto: Schölzel

## Sommer - Semester

Wenn das Sommersemester beginnt und die Sonne es recht gut mit uns meint, dann zieht es sogar den Frühling mit in die alma mater. An den Kleiderhaken in den Hörsälen hängen nun nicht mehr — wie vor wenigen Monaten — die Skalps guillotiniertes Vierbeiner meist ausländischer Herkunft und dunkle, motten-schwangere Leibgamaschen unter filzigen Scheitelschonern, nein — jetzt lacht den Betrachter eine farbenprächtige Skala von P. & C.-Modellen über schneidermeisterliche bis self-made Garnituren an: aralblau, verkehrsampelelrot, parmesangelb und sorayagrün. Doch auch schwarz findet weiterhin erklärlichen Zuspruch; es wird in Manchester oder gestrickt getragen, ist jedoch ebenfalls bei Sporthemden zu sehen, an Archibald Douglas erinnernd („... hab' es getragen sieben ...“).

Das Mailüfterl hat auch viele Neue in unseren Weisheitstempel geweht: unverkennbar, wenn sie mit ihren diphterie-blonden Pferdeschwänzen auf der (Augen-) Weide wiehernd und mit betonter Hinterhand dahintraben oder mit bis zum Zerbersten gespannten Augenfenstern der Interpretation einer ihnen jetzt noch unverständlichen theoria lauschen. Andere stehen verwundert-neugierigen Stielaugen rechts vom Haupteingang und betrachten sich die einmaligen Wandkastenlage diverser Korporationssprekren. Und dem sich unter nur hier üblichen Formalitäten Rückgemeldeten steigt förmlich der Klassenzimmerduft, der den discipulis novis anhaftet, in seinen Schönheits-Gimpel.

Indessen ist der Sog nach draußen bei strahlendem Sonnenschein nicht minder. Weil auch die neugestrichenen grünen Lattenkanapees in den Anlagen (am liebsten zu zweit) ganztägig „belegt“ — kaum aber „testiert“ — werden, müssen steinerne Haustreppen dazu erhalten, wo dann spitze Kniescheiben die imaginäre Cord-Bügelalte durchbohren und saharafarbene Zehenfutterale (le dernier cri, Mlles.!) gleich am faltenreichen neapolitanischen Landschaftsrock

angewachsen sind. Doch auch andere begehrte europäische Reiseziele locken den Betrachter: über die angezogenen Beine fließt die Seine, vorbei an Notre Dame, Moulin Rouge und Eiffelturm, während man direkt auf dem Monmartre Platz genommen hat. Ebenso beliebt sind allegorische Gemälde mittelalterlicher Ritterspiele und erfolgreiche Schlachten der Maria Theresia.

Sobald sich aber die Sonne hinter einer Regenwolke versteckt, tauchen die ersten Regenschirme auf. Wenn auch das in dieser Jahreszeit keinesfalls stärkere Geschlecht weiterhin seinen schwarzen Einmann-Baldachin (jetzt auch einziehbar) trägt, so bevorzugt das in der Frühlingszeit besonders anziehende nun buntgestreifte, sommersprossige oder gesprenkelte Parapluies; aber auch Muster aus der neueren Geschichte werden bevorzugt, so z. B. auf denen der Einzug Elvis Presleys zur Infanterie zu sehen ist.

Die übliche siesta wird nach einem an Phrasen reich gespickten beendeten mensischen Mahl mit der Kollegin oder den Kollegen auf dem schlecht rasierten Grastepich des Studentenhaus genossen. Hier bekommen die Jünger Helios' hinter ihren raffinierten dunklen Hornsommerbrillen die erste braune Pigmentierung sowie Stielaugen, weil sie mit ihren heimtückischen Inventurblicken an den Mustern laufmaschenreicher Nylons herumnesteln und sich auch sonst die abgründigen Durchsichtigkeiten eines warmen Frühlingstages gefallen lassen.

Draußen aber vor dem Eingang steht der Belafonte der Jügelstraße lässig an seinen quietschenden „banana“-Karren gelehnt und bietet sein schwarz-gelbes Schalenobst feil, während daneben — gleich um die Ecke und vollkommen außer Konkurrenz — der Caruso einer akklimatisierten italienischen Eisdiele auf einer 3-PS-Antarktis-Kutsche hockt und in den Niddazurblauen Himmel träumt.

C'est la vie!

Waldemar Kunath

## Am Puls gefühlt

Wem geht es nicht wie Professor Carlo Schmid, der sagte, als Studenten mit Studienbüchern bei ihm anstanden, er habe nie begriffen, wozu das Testieren gut sei? (um dann doch sein charakteristisches „S“ zu geben). Welcher Kommilitone ist nicht schon gebeten worden, für seine Kollegen testieren zu lassen? Wer hat es nicht auch gesehen, wenn am Ende gewisser Vorlesungen Studenten von außen in den Hörsaal hereindrängen, um ihr Testat zu holen? Auch die Professoren müssen bemerkt haben, daß bei ihnen häufig mehr Studenten testieren, als sie Hörer haben; dennoch geben sie das Testat. Unsere Lehrer beteiligen sich also an diesem Spiel, bei dem Mogeln geduldet wird.

Gewiß, es gibt Punkte, die auf der Aktivseite des Testatzwanges zu buchen sind. Einmal ist anzunehmen, daß die bei vielen Studenten vorhandene Diskrepanz zwischen belegten und gehörten Vorlesungen noch größer würde, zum anderen könnte manchem Professor die Möglichkeit genommen werden, durch das Testieren hinter den Namen oder die Semesterzahl, etc. dieses oder jenes Hörers zu kommen. Doch stehen diesen Pluspunkten Nachteile gegenüber: Die im Testatzwang liegende Einschränkung der akademischen Freiheit scheint uns nicht einmal sonderlich bedeutungsvoll. Wichtiger ist, daß viele Studenten (und wie angedeutet auch Professoren) den Sinn dieser Maßnahme nicht zu erkennen vermögen und nur die Vorstellung, gegen eine Anordnung der Universitätsbehörden nichts unternemen zu können oder zu dürfen, sie diesem Formalismus nachkommen läßt. Da sogar Seminare und Proseminare, bei denen Anwesenheitslisten herumgehen, testiert werden müssen, ist die Behauptung, hierbei handele es sich um nichts anderes als einen Formalismus, schwer zu widerlegen. Entscheidend ist jedoch, daß hier Studenten ohne Unterlaß kleine Schwindeleien begehen. Natürlich, dies Mogeln ist so schlimm nicht. Aber vielleicht verleitet es diesen oder jenen jetzt oder später auch einmal in größerem Maßstabe Dinge „korrigieren“ zu wollen.

Über die Unsitte, vor Beginn der Vorlesungen gleich mehrere Plätze mit Beschlag zu belegen, ist schon mannigfach geklagt worden. Hier sei darum allein vom Blockieren der Stühle der Mensa der Universität gesprochen. Wir sind der Auffassung, ohne hier den Mensen übergroßes Lob spenden zu wollen, daß die Zahl der Plätze besser ausreichen würde, wenn jener Unsitte ein Ende gesetzt werden könnte. Wie oft hat man zur Rechten oder zur Linken, ja zuweilen gar beiderseits stille Aktentaschen zum Nachbarn, die einen nicht nur die Suppe löffeln, sondern auch das Tablett wegtragen sehen. Man kann davon ausgehen, daß ein normaler Student nicht mehr als eine halbe Stunde zum Verdrücken dort offerierter Menus braucht. Im Durchschnitt dürften aus diesen 30 Minuten durch die Vorbelegung 45 werden. Das heißt, daß die Zahl der verfügbaren Plätze um ein Drittel geringer ist. An sich könnte man meinen, daß den Wirtschaftswissenschaftlern, die so wunderbare theoretische Kurven von ihren Professoren nahegebracht bekommen (und die das größte Kontingent der Mensabesucher stellen), solchen Überlegungen aufgeschlossen gegenüberstünden. Mitnichten! So bleibt zu hoffen, daß dieser Hinweis Erleuchtung bringt und eine Wende herbeiführt.

Richard Landers

### Ein Neumatrikulierter notierte verwundert...

... daß Studenten sich dadurch von ihren Mitmenschen abzuheben trachten, daß sie anstatt Beifall zu klatschen Beifall trampeln.

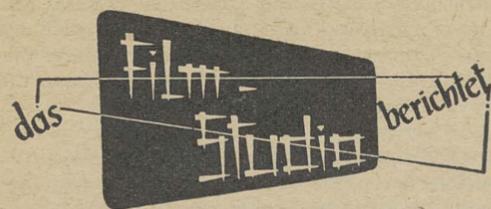
... daß Studenten höherer Semester ein dem mittelalterlichen Lehns- und Feudalsystem nicht unähnliches Verfahren entwickelt haben. Durch Ablage von Zetteln „reißen“ sie für sich und ihre Freundeskreise ganze Bankreihen an sich. Dieser Unfug des „Belegens“ sollte eingestellt werden.

... daß im Zeitungs-Leseraum des Studentenhauses wohl „The Times“ und „Le Monde“ ja sogar „The Christian Science Monitor“ zu finden sind, daß aber sehr wichtige Zeitungen aus Deutschland fehlen, z. B. „Neues Deutschland“.

... daß im Gegensatz zu der Schule an der Universität keine Feste gefeiert werden.

Joachim Franz

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!



Mittwoch, den 19. Juni	14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 20. Juni	18.30, 21.00 Uhr
<b>Die ehrbare Dirne</b> (La p... respecteuse) Marcel Pagliero, 1952	
Mittwoch, den 26. Juni	14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 27. Juni	18.30, 21.00 Uhr
<b>Romeo und Julia</b> (Originalfassung ohne Untertitel) Renato Castellani, 1954	
Mittwoch, den 3. Juli	14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 4. Juli	18.30, 21.00 Uhr
<b>Erwachende Herzen</b> (Le blé en herbe) Claude Autant-Lara, 1950	

Photocopies über Mikrofilm, schnell, sauber, preiswert, auch vergrößert oder verkleinert. Botendienst.

### Wir rufen auf zur Solidaritätssammlung

für mitteldeutsche Kommilitonen und Professoren am 18., 19. und 20. Juni 1957

In den vergangenen Jahren war das Ergebnis der Frankfurter Sammlungen im Vergleich zu anderen Hochschulen unbefriedigend. Wir wollen nicht glauben, daß Frankfurter Studenten weniger an Mitteldeutschland denken als die Studenten anderer westdeutscher Universitäten. Jedes Zeichen der Hilfsbereitschaft stärkt die Zuversicht unserer Kommilitonen in Mitteldeutschland.

Wir bitten Sie, die Solidaritätssammlung in diesem Jahr ganz besonders zu unterstützen. Stellen Sie sich als Sammler zur Verfügung! Geben Sie, soviel Sie können!

Mit ihrer Spende werden Medikamente und Lebensmittel an Studenten und Professoren geschickt.

Helfen Sie helfen!

Präsidium des Studentenparlaments

Allgemeiner Studentenausschuß

Sammler melden sich bitte im AstA, Z. 15, Studentenhau

### Universitätsbuchhandlung

## BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)

Telefon: 23633 u. 25264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

### Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN  
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

### KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke  
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 775589

Ebert-Küchenhoff-Meiß

### DAS

## AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT  
15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse  
Das Werk erscheint in 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF  
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39A

## Ferne Völker – frühe Zeiten

Dies ist nicht nur ein Ausstellungstitel, sondern zugleich ein Forschungsprogramm des Frobenius-Instituts unserer Universität. Die gegenwärtige Ausstellung auf dem Messengelände lenkt seit langem wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese in Deutschland einmalige Forschungsstätte und das angeschlossene städtische Völkerkundemuseum, das seit dem letzten Kriege leider nur noch ein Magazindasein führt, nachdem die Trümmer des Turn- und Taxischen Palais dem Fernmeldehochhaus gewichen sind.

Auch Studenten denken bei solcher Gelegenheit meist nur an die Abenteuergeschichten in Jugendbüchern oder bestenfalls an populärwissenschaftliche Bestseller der letzten Jahre. Den wenigsten ist bekannt, daß wir an unserer Universität eine ethnologische Schule besitzen, die ihrer Wissenschaft das vom vorigen Jahrhundert ererbte Odium positivistischer Simplifikationen genommen hat. Der Sammelwut dilettierender Exotenliebhaber ist systematische „Feldforschung“ am methodisch ausgewählten Objekt gewichen.

Für die Ethnologie spannt sich dadurch der Gesichtskreis ihrer Beobachtungen von der Vorgeschichte bis zur Volkskunde der Kulturvölker. Dies läßt sich gut an der Ausstellung ablesen. Neben Zeugnissen von Primitivkulturen stehen erlesene Stücke indischer Volkskunst, indianischer Überlieferungen oder gar äthiopisch-christlicher Kultur. Die stattliche Felsbildgalerie von fast siebzig riesigen Kopien zeigt hierbei besonders deutlich den zeitlichen Umfang und die verwirrende Phänomenologie einer für uns rätselhaften Welt. Tausende von Jahren und alle Plätze der Erde scheinen darin offen zu liegen. Der Weg führt vom eiszeitlichen Altamira bis zu den heutigen Malereien in Australien, deren Entstehen fotografisch festgehalten ist.

Methodische Konsequenz hat das Frobenius-Institut in den letzten Jahren mehrere Expeditionen zu Naturvölkern unternehmen lassen. „Diese Völker“, schreibt Professor Ad. E. Jensen, „sind uns vor allem deshalb interessant, weil ihre geistige Welt und ihre Wirtschaftsformen noch heute frühe Stadien der Kultur lebendig repräsentieren und uns dadurch ermöglichen, jene Epochen der Kulturgeschichte, die vor der Entstehung der Schrift liegen, zu rekonstruieren“. Dies kann nur so lange geschehen, als es derartige unberührte Stämme überhaupt noch gibt. Das Wort Expedition assoziiert in der Phantasie unserer Zeitgenossen gewöhnlich romantische Cinemascope-Malereien oder Karl-May-hafte Einzelgängerleistungen. Wissenschaftliche Arbeit zeigt sich hingegen weniger filmisch, als es eine spätere Ausstellung mit fotografischen Großaufnahmen dem Auge des Laien vielleicht suggerieren mag. Kleine Teams — an den sechs Expeditionen seit 1950 waren insgesamt achtzehn Mitglieder des Instituts beteiligt — arbeiten den Soziologen im Betrieb vergleichbar oder ähnlich wie die Volkskundler auf dem Lande.

Aus solch intimen Beobachtungen fest umgrenzter Feldforschungen sind die in der Ausstellung gezeigten Dinge zum Großteil hervorgegangen. Gezeigt werden kann selbstverständlich im Wesentlichen nur die Sachkultur. In der Art ihrer Darbietung aber werden die methodischen Prinzipien deutlich und lassen einen Teil der weiterführenden Ergebnisse ablesen. Gegenstand und Darstellung seiner Funktion im fotografischen Dokument ergänzen einander ausgezeichnet. Dabei wird jeweils exakt der Zustand wiedergegeben, den die Aufnahme erbracht hat, mit allen Zivilisationseinflüssen und oft auch Glanzlosigkeiten der primi-

tiven Gebrauchs- und Kulturgeräte. Es soll echtes Zeugnis gegeben werden vom heutigen Zustand des Lebenslaufs und Alltags dieser Menschen auf teilweise frühester Kulturstufe.

Daneben bietet die Ausstellung jedoch auch Besuchern mit besonderen Erwartungen die gewünschten Objekte. Es ist erstmals eine Stiftung peruanischer Altertümer ausgestellt, die vor allem Kunstgewerbler und Volkskunstliebhaber anziehen dürfte. Proben bester Webe-, Metall- und Töpfertechnik geben ein anschauliches Bild hoher Handwerkskultur. — Schließlich erfüllt eine Reihe guter Negerplastiken sicherlich die Hoffnungen der von der Moderne her Zugang zu den Naturvölkern Suchenden. So ist für jeden Interessantes und Ansprechbares gegeben, ohne daß dabei der wissenschaftliche Rahmen zu weitgehend aufgegeben worden wäre. Eine Ausstellung, die wissenschaftlicher Bericht, sich in Erinnerung bringendes Forschungsunternehmen und werbende Aufforderung an seine Geldgeber sein soll, stellt ihre Veranstalter vor tausend Gewissensfragen. Sie sind gründlich verdaut und glücklich ausgetragen. W. W.

### Der Dichter und seine Axt

Die Worte werden nicht tötlich.

Dieses Dilemma mag mancher Kritiker bedauern; ist doch um Nachdrücklichkeit zu gewährleisten Brachialgewalt vonnöten — einer Weisheit zufolge, die besagt, daß Erkenntnis eingeleut am besten sitzt.

Aus diesem Grund sitzt jetzt Michael Guttenbrunner, österreichischer Dichter und Mitglied des PEN-Klubs und österreichischer Staatspreisträger in einer Nervenheilanstalt. Er hat mit der Parole „Wider den Lärm in der herrlichen Natur“ die Axt ergriffen und auf Autos dreingeschlagen. Der Tatort war das idyllisch gelegene Waldgebiet an der Wiener Höhenstraße.

Ein Dichter wurde tötlich, weil er die Natur vom Lärm der Technik, den Waldfrieden von Chromblitzen und Hupenklage bedroht sah. Jedoch war noch mehr Anlaß; jeder Axthieb war mit kulturkritischer Vehemenz geführt: es ging gegen die Technik in einem weltgestaltenden Sinn: die Idylle erhob sich gegen die Hast und den Unverstand quantitativen Fortschritts. Die jungfräuliche Schönheit der Natur fühlte sich mißachtet. Die Axt warb um Freier. Gefreit wird wohl sehr viel, aber meist in Broschüren mit dem Hinweis auf Restaurants mit den besten Bratbänden und Zimmer mit fließendem Wasser. Natur wird lediglich angedeutet, — wenn's beliebt als Kulisse einer kurventrächtigen Dame, die mit dem Blick nach einigen Tannwipfeln äußerstes Interesse bekundet. Es gibt da vielerlei Aspekte.

Etwas gewaltsam drängt sich die Moral auf. Ein Dichter, eine Axt: auf den ersten Blick, Gegensätze, auf den zweiten kulturkritische Tragik, wenn Sie, geneigter Leser dieser Zeilen, eine grundsätzliche Inangriffnahme des Weltzustandes darunter verstehen mögen, der seit der Weisheit Salomons im Argen liegt und gegen alle anderen Beteuerungen weiterhin darin befangen bleibt.

Die Kritik an der Kultur, wie sie Michael Guttenbrunner in einer Affekthandlung mit einer Axt ausführte, weil das Wort der Kritik mehr den akustischen Wert einer Phrase oder eines bloßen Räsönieren hat, dessen Ernst wohl keiner



Tropfen für Tropfen  
köstlich erfrischend

Mouson Lavendel  
Mit der Postkutsche

bezweifelt, aber auch nicht erwägt, diese Kritik ist Folge des illustren Geschwätzes, das heute Zeitungen überschwemmt, und zwar mit einer Hochachtung von jeder Art Geist, daß man sich seiner nicht zu bedienen wagt. Man bedenke die Zentnerworte wie: „In Harnisch bringen“ oder „auseinandersetzen“ (als sei das Gespräch eine Kriegserklärung, wo doch, um sich besser zu verstehen, ein Zusammensitzen ratsamer wäre). Die Kritik nimmt sprachlich die Gebärden brambarierender Zügellosigkeit an, um die Reizschwelle des Verständnisses zu überschreiten und eindringlich zu werden. Der Überschallwert des Gezeters freilich zerschlägt die Aufmerksamkeit: man kann an Detonationen sich ebenso gewöhnen wie an das Ticken einer Uhr in einer Zelle.

Die Übertreibung ist Geste des Unvermögens, einmal, weil der Kritiker mit dem Geist ein schlechtes Auskommen hat, und zum andern Mal, weil der Zuhörer nur die Zentnerworte emotional registriert und in die Urlaute der Bewunderung ausbricht: „Der hat es aber gesagt.“

Unversehens gerät man in den Taumel der Phrase, die schon lange dem kritischen Verstand ein Schlaflied angestimmt hat. Michael Guttenbrunner ging zum Angriff über. Möglich, daß ihm das Unwesen des Motors, des Fanals der Industrie gegen das von Singvögel bevölkerte Schweigen der heiligen Natur in Harnisch brachte und zu einer Affekthandlung hinriß. Was ist eine polemische Zeile, was eine bis zum Exzeß rebellische Dichtung gegen den Besitzerstolz eines Autofahrers, der mit sattsamer Genügsamkeit auf einem Wesen des Fortschritts dahingleitet, den Wald nach Kilometer ermißt, und nicht zuletzt ein intimeres Verhältnis zu seinem Gefährt hat als zu seiner Frau, wenn auch diese ihre Liebe oft wegen eines solchen Gefährts entdeckt. Merkwürdig bleibt, daß der Kavalier der Idylle Michael Guttenbrunner, der Einsamkeit und Unbehelligkeit empfiehlt, die eingefriedete Welt der Idylle bevölkerungspolitisch bedroht: oder hat er im gerechten Zorn seine Rechte verteidigt; eine Notlösung, die ihn jetzt in das bedrückende Schweigen einer Nervenheilanstalt führte? Mag sein, daß der Schrei nach Natur den Kehlen von Weltverbessern entstammt, die zur Natur ein ähnliches Verhältnis haben wie ein Leichenbeschauer zum Lebendigen. Wenn nun einer für seine Sache eintritt wie Michael Guttenbrunner und sei es gegen den Touristentick um das Recht nach Ruhe gewahrt zu wissen. Und er kann es nur mit der Axt, dann ist das, lieber Leser, sehr tragisch. H. H.



1822

1957

135 Jahre

**FRANKFURTER SPARKASSE**  
VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)

HAUPTSTELLE: NEUE MAINZER STRASSE 49—51

ZWEIGSTELLEN IN ALLEN STADTTTEILEN

Fernsprecher: Sammel-Nr. 2 02 02

Sorgfältige Beratung in allen Geldfragen

KUNSTHANDLUNG

**Karl Vonderbank**  
VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstatt

# Tam-Tam Schwarz / Negerlyrik

„... Daß wir einst hier rufen bei der Wiedergeburt der Welt  
als jene Hefe derer das weiße Mehl bedarf.  
Denn wer sonst sollte die an Maschinen und an Kanonen ge-  
storbene Welt den Rhythmus lehren?  
Wer sollte denn sonst den Freudenschrei ausstoßen, der Tote  
und Waise bei neuer Dämmerung weckt?  
Sagt, wer gäbe denn sonst den Menschen mit der zeretzten  
Hoffnung das Lebensgedächtnis wieder? ...“  
Sédar Senghor

Erstaunliche Verse, ohne Zweifel, für jeden, der auch nur wenig vertraut ist mit der Geschichte und der Dichtung der Neger. Das Bewußtsein einer Mission zum Heile der Weißen und der Welt bei den schwarzen Völkern der Erde! Das ist ein neuer Geist, das ist die Stimme des „neuen Negers“ unserer Tage. Aber der Weg zum Bewußtsein dieser Sendung, die der Dichter vom Senegal ausspricht, führt durch Jahrhunderte der Sklaverei! Während Seefahrer des 15. und 16. Jahrhunderts noch von der Blüte afrikanischer Hochkultur berichteten, wurden bereits seit dem 16. Jahrhundert die Neger zu Millionen aus ihrer afrikanischen Heimat als Sklaven nach Amerika geschafft; Westindien war der Hauptumschlagplatz des Sklavenhandels. Gerechtfertigt wurde dieser Menschenhandel dadurch, daß man den Neger zu einem Wesen niederer Art, ohne intellektuelle Fähigkeiten, abstempelte und den Fetisch als Symbol afrikanischer Religion erfand. Dieses Vorurteil vom barbarischen, schmutzigen Neger ist so tief im weißen Menschen verwurzelt, daß wir bis heute noch nicht völlig frei davon sind. Seit der Aufhebung der Sklaverei (in Amerika bereits im Bürgerkrieg, in den französischen Kolonien 1848) begann das unablässige Ringen der schwarzen Menschen um Anpassung an die Zivilisation der Weißen, um Anerkennung der Gleichberechtigung, bis in den zwanziger Jahren einer Gruppe von Negern der Wert ihres Negerseins wie ein Blitz aufleuchtete und diese Erkenntnis eine so emphatische Wiederbesinnung auf die Eigenheit ihrer Kultur auslöste, daß wir getrost von einer „Renaissance der Schwarzen“ sprechen können.

Wenn hier von moderner Negerlyrik die Rede ist, wird man keine primitive Dichtung erwarten. Die alten Kulturen Afrikas sind seit geraumer Zeit in Auflösung begriffen, und zwar so weit, daß Ulrich Beier, ein Deutscher, durch Nigeria reist und den europäisierten Jorubas ihre eigene, alte Kultur wieder nahebringen sucht. Die modernen Negerdichter sind ausnahmslos durch die Schulen der Weißen gegangen, sprechen ihre Sprache und dichten in ihr. Aus der afrikanischen Heimat sind schon ihre Väter und Vorväter gerissen worden. Aber Afrika bleibt der Pol aller schwarzen Dichtung, das Land ihrer Sehnsucht, dem sie räumlich und innerlich ebenso entfernt sind wie im Innersten dem Lande, in dem sie jetzt leben.

„So weit  
Weit fort  
Ist Afrika

Selbst die Erinnerungen leben nicht mehr“,

klagt Langston Hughes, der bedeutendste der nordamerikanischen Negerdichter. —

Bis zu jener Revolution im Bewußtsein der Schwarzen, waren die Themen der Negerdichtung die Erinnerungen an die Leiden der Sklaverei, die Position der Neger innerhalb der Gesellschaft der Weißen, ihre Sehnsucht nach der Heimat. Aber Afrikanisches war nur Folklore, drückte sich unmittelbar nur im Rhythmus aus.

Beliebt war seit jeher die nordamerikanische Negerlyrik, besonders aber die Spirituals, die geistlichen Gesänge, die zum ersten Male von George C. White und seinen Jubilee Singers aus dem Gottesdienst der Schwarzen herausgelöst wurden und in den Konzertsälen Amerikas und Europas die Menschen begeisterten. Eine Ausgabe von 38 Negerspirituals hat die Nymphenburger Verlagsanstalt geschaffen, mit Melodien und Texten in der Originalsprache und in der Übersetzung.<sup>1</sup>

Vielleicht ist es gerade die Religiosität der nordamerikanischen Neger, das Bewußtsein ihrer Gleichheit vor Gott, wodurch sich ihre Anklage mildert und Empörung und Auflehnung in ihren Gedichten seltener werden. Solche in diesem Sinne „zahmen“ Negergedichte, die aber durch ihre Liedhaftigkeit besonders ansprechen, finden sich in der kleinen Anthologie „Meine dunklen Hände“.<sup>2</sup> Und ein Gedicht wie das von Countee Cullen „Einer Dame, die ich kenne“ wird jeglicher Schärfe noch in der Übersetzung beraubt und auf jenen harmloseren kindlich-lyrischen Ton der übrigen Gedichte gebracht. Wir geben dieses Gedicht daher in der angemessenen Übersetzung von Jahnheinz Jahn, abgedruckt in der von ihm herausgegebenen Anthologie „Schwarzer Orpheus“<sup>3</sup>:

Sie denkt, auch im Himmel könnten sie liegen  
bleiben und bis mittags ruhn,  
während die schwarzen Engel um sieben  
aufstehn und den Singsang tun.

Aber es gibt auch diesen Ton in der nordamerikanischen Negerlyrik, schärfer als bei Cullen zum Beispiel in dem Gedicht „Schwarzer Held“ von Gwendolyn Brooks, die als erste farbige Dichterin 1950 den Pulitzer-Preis erhielt. Vor allem aber bei Paul Vesey.

In ihm ist bereits das Selbstbewußtsein des Negers erwacht, und etwas unerhört Neues findet sich in seinen Versen. „Hier zieht Afrika ein in die nordamerikanische Dichtung, und zwar in Ermangelung bewußter Traditionen auf psychoanalytischem, surrealistischem Wege. Es ist, als könne der Dichter selbst kaum

fassen, was da aus seinem Unterbewußtsein hervorbricht...“, sagt Jahnheinz Jahn im Nachwort zu seinen Übertragungen der Gedichte Vesey's; altafrikanische Bilder tauchen auf, starke Sexualanspielungen, die sich sonst in der nordamerikanischen Negerlyrik nicht finden. Das Bewußtsein der Gleichwertigkeit des Negers bringt eine unverhüllte Kritik an der weißen Zivilisation und auch an der Grausamkeit ihrer Träger. Vesey ist jenen Dichtern von den Antillen und auch aus Afrika selbst verwandt, die das Bild des selbstbewußten Negers kannten. Jenes Negers, der nicht nur den Wert seines Negerseins erkennt, sondern zugleich die Heilsbedeutung der Negritude. Jetzt wird alles mobilisiert, was noch an afrikanischen Elementen wiederzuerwecken ist. Kein Zufall, daß dies gerade auf dem Felde der Lyrik sich ereignet; der Zusammenhang mit der Strömung des Surrealismus seiner Bewertung des Unterbewußten, der Technik der automatischen Texte ist unabweislich und erklärt, daß gerade die französisch schreibenden Neger die führenden Geister der Renaissance sind.

Hundert Jahre nach der endgültigen Abschaffung der Sklaverei in den französischen Kolonien, 1948, gab Sédar Senghor die „Anthologie de La Nouvelle Poésie Nègre et Malgache“ heraus, die bewußt die Autoren zu Wort kommen läßt, deren Haltung den Typ des „Nègre nouveau“ erkennen läßt. Und in demselben Band findet sich der berühmte Essay J.-P. Sartres, „Orphée Noir“: wir Orpheus zum Hades hinabstieg, um Eurydike wiederzufinden, so eindringlich und unablässig sucht der schwarze Sänger in den dunklen Bereichen seines Unterbewußten seine verlorene Negritude, die für ihn nur dort, selbst in Afrika nicht mehr, wiederzuerlangen ist.

Aimé Césaire und Léopold Sédar Senghor, beide Vertreter ihrer Heimatländer Martinique und Senegambien in der französischen Nationalversammlung, sind die führenden Persönlichkeiten der modernen Negerdichtung und bilden zugleich deren zwei Komponenten: der eine, Senghor, ist Nachkomme der auf ihrem Boden verwurzelten Schwarzen, der andere Césaire, Nachkomme der als Sklaven in die „neue Welt“ verpflanzten Schwarzen. Während die Negritude sich in den Gedichten Senghors mehr im Einvernehmen mit den Kräften der Natur und des menschlichen Lebens sich ausdrückt, findet sie sich bei Césaire stärker in dem emotionalen Feuer, die in seiner Anklage die Worte findet.

Übersetzungen ihrer Dichtungen<sup>4</sup> wurden von Jahnheinz Jahn besorgt, dem das Verdienst zukommt, die eigentlich moderne Negerdichtung in Deutschland bekannt gemacht zu haben. Um den Abstand der Lebenssphären wissend, ist ihm in unendlicher Mühe, mitunter Wort für Wort mit den Autoren absprechen, eine wirkliche Übertragung jener Dichtungen in die deutsche Sprache gelungen.

Léopold Sédar Senghor wurde 1906 in Senegambien geboren, studierte in Paris und ist seit 1945 Professor an der Ecole Nationale de la France d'Outre-mer. Senghor schreibt seine Gedichte in französischer Sprache, deren er sich aber wie einer afrikanischen bedient, indem er, seiner Tradition folgend, das Wort ohne Hilfe von Metapher oder Vergleich symbolisch werden läßt. In dieser Unmittelbarkeit der Aussage liegt der Zauber seiner Lyrik, und zugleich in der suggestiven Monotonie ihres rhythmischen Verlaufs. Senghors Lyrik ist unablösbar von der Musik, „Für Kham“, „Für zwei Balafongs“, „Für drei Tam-Tams“ und ähnliches steht über seinen Gedichten. Und Senghor selbst sagt darüber: „Die Preisdichter meines Dorfes konnten nur dichten im Trance der Tam-Tams. Und dies ist die große Lehre, die ich von Marône, der Dichterin meines Dorfes, erhalten habe: Lyrik ist Gesang, wenn nicht gar Musik...“

Aimé Césaire, 1913 in Basse-Pointe, Martinique, geboren, studierte ebenfalls in Paris, war Dozent für Literatur und Bürgermeister in Fort-de-France und lebt heute in Paris. Von André Breton 1941 entdeckt, galt Césaire als surrealistischer Dichter, aber als einer dem Surrealismus neues Blut zufießen zu lassen vermöchte. Aber Césaire selbst weist es von sich, Surrealist zu sein, und Jahnheinz Jahn erklärt in seinem Nachwort zu den „Sonnendolchen“<sup>5</sup> mit Nachdruck, daß das, was in Césaires Bildern als absurd, surrealistisch erscheine, es nur in der Sicht des Europäers sei, denn „wer Forderungen hervorstößt, die ihm auf der Zunge liegen, hat es nicht nötig, auf automatische Weise sein Unterbewußtsein zu bemühen. Césaire schreibt nicht in der Trance, sondern im Zorn, dessen Besessenheit durchaus ihre Logik hat“. Wenn Césaire von der „Schwärze der Unschuld“ spricht, so das mit ebenso gutem Recht wie wir von der „weißen Unschuld“. Ganz unmittelbar von der Bedeutung, dem Bildwert der Worte her müßte man Césaires Verse verstehen wollen, aber deren Anschaulichkeit ist uns aus Unkenntnis jener Lebenssphäre nicht ohne weiteres gegeben. „Wenn man mich quält, liefere ich einen Lianenwald...“: man versuche sich einen Lianenwald vorzustellen und wird die Gewalt jenes Bildes erkennen. Und man müßte wohl Poinsettioblüten gesehen haben, um die folgenden Verse ganz nachvollziehen zu können:

„Was mich betrifft, ich stecke mir gelegentlich Zunder zwischen die Finger  
nur um das Vergnügen zu haben, mit einem Abend lang  
in frischen Poinsettiablüten zu entflammen  
die rot sind und grün und im Winde zittern  
wie unsre Morgenröte in meiner Kehle“

„der nackte Fuß unsrer Stimme“, „die Schale der Trilobiten“, „die zarten prallen Schlünde der Milchminen“ — diese und viele andere Bilder sind mit einiger Mühe für uns auflösbar, aber ohne die auf uns zu nehmen, haben wir kein Recht, Césaire als Surrealisten abzutun.

Unmißverständlich aber ist zweierlei in diesen besessenen, explosiven Versen Césaires: das Bild unseres durch Maschinen und Kanonen verheerten Europas

„Europa gesprengter Guß Getöse von Eisen  
Europa tiefer Tunnel der Blutttau ausschwitzt  
Europa alter Hund Europa Würmerkutsche  
Europa rüdiges Tätowierung...  
Europa  
Ziername für einen Scheißhaufen“

und zugleich ein starker Optimismus, eine immer wieder aufklingende Hoffnung, die Botschaft Afrikas an Europa von der aus der Katastrophe sich wiederherstellenden Unordnung der Welt:

„die Wunde von heute ist der Schoß des Aufgangs  
ein Schauer der vergessenen schwarzen Feuern entsteigt  
aus Brandmalen springt, aus der Asche, aus wundenbitteren  
Worten

ein glattes frisches Gesicht  
von einst, versteckter Vogel, bespuckter Vogel, Bruder der  
Sonne.“  
Britta Titel

## Bibliographie

1. Spirituals. Geistliche Lieder der Neger Amerikas. Nymphenburger Verlagsanstalt München, 1953. DM 9,80.
2. Meine dunklen Hände. Moderne Negerlyrik in Original und Nachdichtung. Nymphenburger Verlagsanstalt München, 1953. DM 3,80.
3. Schwarzer Orpheus. Moderne Dichtung afrikanischer Völker beider Hemisphären. Carl Hanser Verlag, München, 1954. DM 9,80.
4. Paul Vesey, Elfenbeinzähne. Gedichte eines Afroamerikaners. Rothe Verlag Heidelberg, 1956. DM 5,80.
5. Léopold Sédar Senghor, Tam-Tam Schwarz. Gesänge vom Senegal. Rothe Verlag Heidelberg, 1955. DM 7,80.
6. Aimé Césaire, Sonnendolche. Lyrik von den Antillen. Rothe Verlag Heidelberg, 1956. DM. 7,80.

## Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

### POLITIK

Geschichte einer Massenbewegung. Die Poujadisten und die soziale Lage in Frankreich.

Michel Beaud in Deutsche Universitätszeitung. 1957, H. 10.

Ist Europa ein Vaterland?

Walter v. Cube in Frankfurter Hefte. 1957, H. 15.

Die weltweiten Auswirkungen des ungarischen Freiheitskampfes.

Th. A. v. Eicheldorf in Politische Studien. 1957, H. 85.

Das Zweiparteiensystem in der deutschen Politik.

Theodor Eschenburg in Merkur. 1957, H. 4.

Die Problematik des Kolonialismus.

Hans Jaeger in Deutsche Rundschau. 1957, H. 4.

Pädagogische Methoden in der politischen Bildung.

Helga Timm in Politische Studien. 1957, H. 85.

Überprüfung der westlichen Politik.

In Dokumente. 1957, H. 2.

### KULTUR

Picasso ist unschuldig.

Paul Bender in Frankfurter Hefte. 1957, H. 5.

Das Schöne und das Wahre in der Poesie. Zur Theorie des Dichterschen bei Eliot und Benn.

Hans Egon Holthusen in Merkur. 1957, H. 4.

Das Kunstkolleg im Film.

Carl Lamp in Dt. Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 18. 5. 1957.

Erneuerung durch den Fragewillen. Gedanken zur inneren Hochschulreform.

Heinrich Weinstock in Dt. Universitätszeitung. 1957, H. 10.

### WISSENSCHAFT

Deutschlands Geschichtswissenschaft seit dem Zweiten Weltkrieg.

Karl Otmar v. Aretin in Deutsche Rundschau. 1957, H. 4.

Die Erde im Kosmos. Vom Internationalen Geophysikalischen Jahr und seinen Plänen.

Julius Bartel in Dt. Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 1. 6. 1957.

Verfassungstreue Wissenschaft?

Siegfried Behn in Deutsche Rundschau. 1957, H. 5.

Der erste Intellektuelle. Versuch über Erasmus von Rotterdam.

Inge Jehns in Deutsche Universitätszeitung. 1957, H. 9.

Bemerkungen über den Begriff der Tradition.

Jofef Pieper in Hochland. 1957, H. 5.

## Auf das Theater

„Man müsse diese Dinge doch ernster nehmen als hier geschieht. Zweifellos habe John Steinbeck das Furchtbare an unserer Gesellschaft gesehen, belasse sie aber gleichwohl undialektisch im Vorfeld bloßer Abbildlichkeit. Das Eigentliche, die dialektische Vermittlung, welche allein die Heiligkeit des Bestehenden im Licht prognostizierter Veränderung versöhnt, komme in dieser effektvollen Reportage natürlich nicht zur Geltung. Mäuse und Menschen blieben dem Bestehenden doch recht unvermittelt verhaftet. Ohne daß Dialektik zum Dirigenten der gesellschaftlichen Kritik werde, kapitulierte Theorie vor den nackten Fakten und gäbe ihren Anspruch Veränderndes zu sein preis...“ Also sprach mein guter Freund, ein wenig seitwärts der dichtumdrängten Abendkasse, und rückte seine sorgfältig gestifteten Kragenspitzen in genaue Proportion zum Krawattenknoten, holte inzwischen Luft — es sah so aus, als gewährte er dem Weltgeist in sich eine Atempause — und hub wieder an weiterzureden. Diesen Augenblick konnte ich nutzen, um mit einem hastigen „Viel Vergnügen“ in den dunkel werdenden Saal entlassen, von schmissigen Gitarrenrhythmen so recht trance-zendiert mich auf ein zweistündiges Spiel von wohlzündendem Realismus vorzubereiten. G.

Einem Teil der Auflage liegt ein Vorlesungsplan des „Industriekurier“ bei; wir bitten um freundliche Beachtung.

Für Studierende

Vorzugspreis mtl. DM 2,90

Deutsche Zeitung  
und Wirtschafts Zeitung

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift

Bestellungen und kostenlose Probenummern beim AStA

VERLAG CURT E. SCHWAB G.M.B.H., STUTTGART W, SILBERBURGSTR. 193



Photocopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.

Die Photocopie Gesellschaft  
WESTENDSTR. 47, Tel. 77841

# ... und das nur wegen seiner Augen

„Heute tu ich's“ sagte der Mann, und seine Frau nickte. Eine Bauernstube, in der es warm ist vom Holzfeuer. Morgenwärme vom Stall. Kühe, Schweine. Schweiß von der Nacht und Harzgeruch der Kleider von gestern, vorgestern und so weiter.

Eine Bauernstube.  
Über dem Küchenschrank hängt eine weißlackierte Uhr. Wintermorgen hinter vereisten Fenstern. Zeichnungen auf den Scheiben sind Eisblumen und Eistiere. Auch Hunde. Er muß immer vor Sechs aufstehen. Sie noch früher: wegen der Tiere und des Kaffees.

Er wird heute wie immer Holz fällen.  
„Nicht wie immer“ denkt er und saugt an der Kaffeefasse.

„Heute Birken. —  
Wenn die sich nur nicht in Schnee verwandeln; es wäre dann alles so entsetzlich hell.

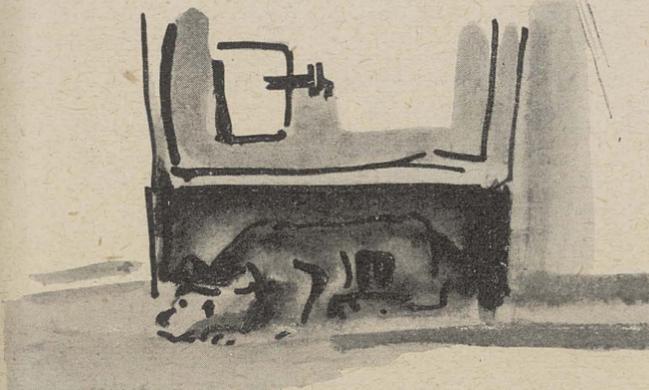
So weiß wie Schnee, so rot wie Blut...“  
Er schaudert und schüttelt sich.  
Ob er es nur ihr zuliebe zuließ?

„Ich habe den Hund eigentlich immer gemocht. Erst in der letzten Zeit... Und das nur wegen seiner Augen, dieser verfluchten Augen. Und immer ein schlechtes Gewissen haben dabei, und nie wissen warum...“

Er gehört zu der Welt der Schwachen, zu denen an der Grenze.

Die wollen alles mitziehen.  
Aber ich bin noch nicht alt!“

Und er dachte immer wieder an den Tod des Hundes und wußte, daß er ihn nicht töten konnte. Er hatte Angst, daß sich seine Augen verfärben würden. Er würde es Hans sagen: der mußte es tun.



Dann aber zerrte es wieder an ihm, und er rief nach seiner Frau, obwohl sie im Raum war.

„Frau, Hans muß ihn töten. Aber wie können wir sicher gehen, daß er auch wirklich tot ist?“

Die Frau wußte es gleich. Sie hatte schon mit der Frage gerechnet und ihren Plan darauf gemacht. (Er war ja auch immer wie verrückt, wenn die Rede auf den Hund kam!)

„Hans soll ihn mitbringen. Ich werde ihn dir heute Abend vorsetzen.“

Der Mann war zufrieden.

Er stand auf, zog sich an, holte den Sack mit der Axt und ging hinaus in den Wintermorgen. Und der Atem gerann und stand immer in einer kalten Wolke um die Köpfe von Mann und Hund.

Hans verschwand mit dem Hund zwischen den Ritzen, die sich die Bäume im Wald ließen, und der Mann sah abgeschnittene Füße, die sich bewegten, Profile und Körperteile.

Es wurden immer weniger.  
Das Geräusch des verschwindenden Mannes und des Hundes, der mit jaulte, erstickte in der Ferne, und es war eine weiße Stille.

Ohne Atem und ohne Tat.  
Der Mann hielt inne mit seinen Axtschlägen und horchte. Er hörte nichts mehr.

Um ihn herum war es weiß.  
Es war zu weiß und fürchterlich still.

Plötzlich hörte er den Hund schreien und hob die Axt. Ein lautloser Schrei, unheimlich zerrüttet. Ein Pilz aus blutenden Tönen, der in einem Augenblick aufstieg und zerfiel. Und immer wieder von neuem...

Es entstanden Löcher in der Glasluft des Wintertages und tiefe Gräben im Schnee, bis auf den Boden, der noch voller Tannennadeln war.

Der Mann schlug wild in die Birke. Die Rinde sprang ab und rollte sich wie Pergament.

Aber das sah der Mann nicht.  
Seine Schläge trafen den Hund, und er schlug immer wieder zu.

Er hörte das röchelnde Heulen und tötete.

Jetzt tötete er mit Lust und traf seinen Peiniger tief in die Rinde.

Er schlug zu und hoffte auf totes Schweigen.  
Und dann hoffte er auf das große Vergessen. Alles vergessen, oder nur die Schreie vergessen, die jetzt höher zogen — Todesschreie von Urvögel, gesogen aus schmaler Lunge.

Auch die Schläge vergessen und hauptsächlich die armseligen, verflucht melancholischen Greisenaugen, das Versteck des schönen Todes, des trägen Todes.

Der Baum fiel.  
Der andere kam zurück.  
— Der rührt sich nicht mehr —  
Also tot.

„Ist er wirklich tot? Liegt er unter dem Schnee? Hast du die Spuren der Axt in seinem Leib gesehen? ... ihn in ein Tannennadelgrab versenkt?“

„Axtschläge? Nein. Gesteinigt hab' ich ihn bis er liegen blieb.“

Und vorher hab ich Wasser aus seinen Augen tiefen sehen, das rot war.

Ich glaube, ich hab' ihn gut getroffen.“

„O, er hat blutige Tränen geweint.“

Er wußte nicht, wann es Mittag war und Abend. Hans sagte ihm dann, es sei Feierabend, er solle aufhören und sie würden jetzt heimfahren.

Er sah immer nur die geduldigen Greisenaugen blutige Tränen weinen.

Durch die Haustür stolperte er hinein und warf seinen Rucksack auf den Boden. Dann legte er sich flach auf den Bauch.

— Unter dem Herd könnte er vielleicht sein. Heute morgen war er da jedenfalls. Und die Augen... —

Aber da war nichts.

So fand ihn seine Frau auf dem Bauch liegen, den Kopf unter dem Herd.

An seinen Schuhen war noch Schnee.  
Sie schüttelte den Kopf.

— Ein merkwürdiger Alter!  
Na, ist unser alter Freßsack tot? Ich bin ja so froh, daß er aus dem Hause ist. —

Er kroch wieder hervor und starrte sie an.  
— Was? —

Ach ja, Hans hat ihn gesteinigt. —  
Und vor sich hin murmelte er:

— Ich alter Idiot: Ja ich bin alt. Schon fast Fünfzig.

Was suche ich unter dem Herd nach dem toten Hund. Ich hab ihn ja selbst mit der Axt erschlagen, als er neben der Birke hockte.

Aber... es war keine Absicht. Er war nur so weiß, so ganz weiß wie Schnee. Sicher war sein struppiges Fell bereift. Sein Atem gefroren.

Ich konnte ihn nicht von der Birke unterscheiden. Wirklich.

Er verlangte sein Essen.

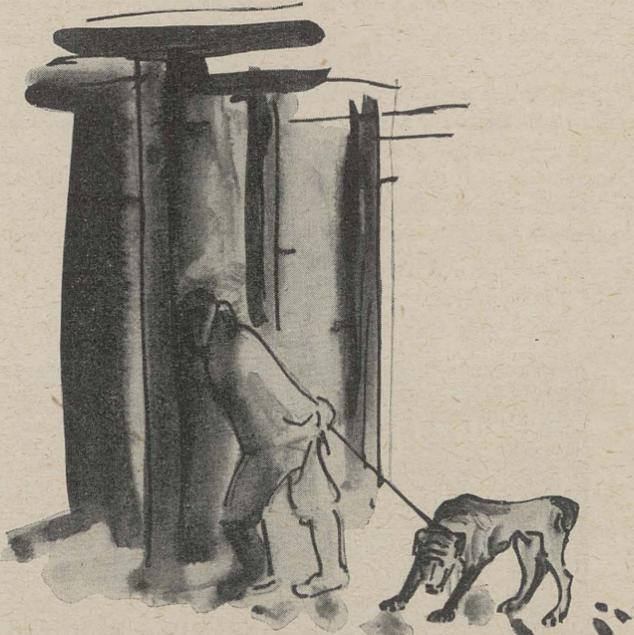
„Ach ja, warte. Ich mache es gleich fertig. Hm...“

Hans hat ihn doch mitgebracht? Ja? War er nicht mit dir hier?“

Sie sah in das Gesicht des Mannes.  
Der schüttelte den Kopf.

Die Tür nach draußen stand noch offen, als die Frau gegangen war

Ein Windstoß wehte sie zu.  
Die Augen des Mannes gingen durch den Raum, denselben wie heute Morgen, an der Uhr vorbei — gleich



Zeichnungen: Antje Sengpiel

Sechs — über die schimmernden Scheiben auf den Herd. Dort stand der Topf, aber er konnte nicht sehen, was darin war, ob überhaupt schon etwas darin war.

Und dann zog es ihn an. Von unten schlängelte es sich hoch, kroch auf seinen Blick, legte sich wie Blei über ihn und drückte ihn hinab, tief hinab, wie eine starke Hand eine widerstrebende Feder hinabdrückt... über die weiße Tür, auf der ein Wort stand, das er nicht las, sank sein Blick zäh weiter, wurde über den unteren Rand des Herdes gepreßt und verschwand.

Er sah nichts.  
Sein Blick irrte geblendet im fleckigen Dämmerlicht, bekam eine Form zu fassen, suchte nach ihren Umrissen und griff ein Tier.

Dort lag der Hund.  
Er sah jetzt seine Augen ganz genau: rote erblindete Milch. Die Schnauze war blutverschmiert. Der tote Blick richtete sich immer noch greisenhaft demütig auf seinen Herrn.

Da hörte er draußen ein Geräusch.  
Und alles Grauen flog aus ihm heraus.  
Er war ganz ruhig.  
Der Hund war ja tot.

Mit ärgerlichem Gesicht kam die Frau herein.  
Er wies unter den Herd.  
Sie sah hinab, sah auf ihn zurück und schüttelte den Kopf.

Dann griff sie in plötzlichem Entschluß mit einer weiten Bewegung unter den Herd.

Der Mann sah eine helle Bewegung über den Hund huschen, sah wie sich die Dämmerung dort unten für einen Augenblick lichtete und wie sich das Dunkel wieder über dem Boden zusamm zog.

Der Hund war verschwunden.  
Der Blick des Mannes zog sich zurück, wurde ganz kurz, bis er knapp vor ihm auf dem Tisch lag.

Die Frau war still und hantierte am Herd.  
Mit einem listig bewachenden Blick auf ihren Mann ging sie manchmal hinaus — vielleicht um Holz zu holen.

Der Mann aber saß an seinem Platz und schlürfte den heißen Kaffee, den ihm seine Frau aus einer weißen Kanne eingegossen hatte.

Helmut Hartwig

## On a distant shore

Nicht Piratenschiff und nicht  
im Sklaventakt  
Segel vielleicht —  
Weizen nach Rom in die Speicher  
von dort aus nach Gallien  
wo Harz mir ins Ohr tropft  
wo rotes Leinen und Blut  
Salzduft und Sand  
sich vermengte — wo ich liebte  
wo die Königin wartet —  
Deianeira, Christine  
wo ich komme vom fernen Strand  
wo ich komme  
nicht braun  
nicht schwarz und verlässlich  
wo ich lände zusammen  
mit Balken und Treibgut  
verfilzt in Tang, Geruch  
toter Tiere  
wo ich komme  
du hütetest das Feuer  
zwischen Sandsteinen  
du bratest das Fleisch auf den Platten  
würztest es  
mit Saft junger Tannen  
du hältst mir die Waffen bereit.

Wolfgang Meyer

## Robinson

Eine Fabel

Ein Mann, den näher zu bezeichnen mir die Geschichte verbietet, hatte große, ja größte Lust, auszuwandern. Er verkaufte alles, soweit die Wertlosigkeit der Gegenstände nicht seine Barmherzigkeit anstachelte, packte eine vollständige Robinson-Ausgabe in Ölpapier — wegen der Unbeständigkeit des Klimas — besorgte sich ein Schiff, das zum Untergang neigte und fuhr nach Süden. Wegen der Weitläufigkeit dieses Begriffes, den er wie eine Parole zurückließ, ist es nicht auszumachen, wohin er kam.

Es traf alles ein: ein Orkan erhob sich, das Schiff scheiterte, er klammerte sich an einer Planke, die gerade so groß war, daß er den Kopf nachdenklich über Wasser halten konnte. In der linken Hand führte er das Buch in Ölpapier wie eine Flosse. Der Wahrheit halber muß gesagt werden, daß ihm das Glück einer Insel versagt blieb. Er trieb dahin, bis die Wellen ihn so abespült hatten, daß er wie ein Kieselstein zugrunde schaukelte: eine Insel hoffend. h.

# Vom Sinn der Geschichte

Es scheint, als ob bereits die Frage blasphemisch wäre. Denn was hätte uns die Geschichte eingetragen, wenn nicht eine unabsehbare Reihe blutiger Kämpfe, grausiger Taten, herzloser Eruptionen und furchtbarer Umwälzungen? Nicht nur hat die Geschichtsbetrachtung sich damit begnügt, dieses verwirrende Kaleidoskop mit mehr oder minder großem Geschick darzustellen. Hat sie nicht vor allem das endlose Kommen und Gehen derer, die mit oft widerwärtigem Geräusch die menschliche Bühne beherrschten, obendrein noch gefeiert? Gefeiert in einer Weise, die leichtfertig genug über die doch auch „Geschichte machenden“ Opfer hinwegging?

Überblicken wir in stiller Stunde den abstrusen Verlauf der Epochen, bleibt als der erste und letzte Eindruck das Empfinden, daß die Geschichtsschreibung schon deshalb von Gott verstoßen sei, weil sie mit kräfteverzehrender Hinwendung zu erschließen sucht, was ihm ferne ist. Denn mag die Geschichte der Welt auferlegt sein: als Schicksal kann sie nicht die tiefe Traurigkeit darüber auslöschen, daß der ewige Versuch, etwas Ganzes in ihr zu schaffen, zumeist im Teuflichen endet. Im Teuflichen, das sich hervorkehrt, weil die vom Willen zur Macht Besessenen in dem Irrtum befangen waren, sie vermöchten mit ihren Ideen die eine, alles umschließende Wahrheit zu erkennen und Wirklichkeit werden zu lassen.

Flucht aus der Geschichte scheint die einzige Antwort, die sich darum auch auf die Frage nach ihrem Frommen nur geben kann, wer da nicht schon von der Philosophie her wußte, daß Handeln immer gewissenlos ist. Nicht nur die vergilbten Blätter der Dokumente, die wir zur Hand nehmen, um zu ergründen, wie es gewesen sei, lehren uns ja die offenbare Abgründigkeit allen Geschehens. Sind wir nicht ohne Ausnahme selbst zu Zeugen des Schauspiels geworden, daß heute verbrannt wird, was gestern angebetet worden ist? Haben wir nicht erlebt, wie unter dem unzureichenden Richtspruch des Erfolges der anderen jene den Glauben weit von sich wiesen, um dessentwillen sie noch vor kurzem die Besten der Nation dem Schafott überantworteten? Wo stände etwas fest, was uns in der Geschichte tragenden Halt zu gewähren wüßte! Wir sehen nur Zusammenbrüche. Was die Arbeit zahlloser Historiker als erwiesen hinstellte, steht nicht mehr. Die mammuthaften Versuche aber, kurzlebige Ideen und Systeme als die von der Entwicklung seit jeher gewollten Wirkungsmächte herauszuarbeiten, sie sind durch das Werk weniger Jahre zuschanden geworden.

Wer der Geschichte ansichtig wird, fühlt sich vom verstörenden Schatten der Vergänglichkeit berührt. Einer Vergänglichkeit, die aufhebt und austilgt, was für die Ewigkeit gedacht schien. Kann Geschichtsbetrachtung deshalb nutzen? Nein, sie vermag nur zu ermüden und die übermächtige Sehnsucht wach werden zu lassen, daß eine höhere Gewalt uns von dem Joch der Geschichte befreie. Wir jedenfalls, die Zeugen, Erdulder und Sünder des mit der Tollheit identischen Handelns, wollen keine Nöte mehr. Wir wünschen, daß der fortgesetzte Ausbruch von Krankheiten des Gehirns ende und einer Windstille Platz mache, in der die Besinnung wohnt.

Denn es ist ja nicht nur die Bewegung, durch die das Unglück wach wird. Kann uns Geschichte überhaupt nutzen, wenn wir nicht einmal sicher sein dürfen, ob sie ihren Grundlagen nach begründet erscheint? — Was vermittelte sie schon? Ihre Erkenntnis besteht zu einem Teile aus unseren Irrtümern, zum anderen aus denen derer, die uns ihre „Zeugnisse“ hinterließen. Auch wo es gelang, sie von böswilliger Verfälschung weitgehend zu reinigen, türmt sich die bedrückende Frage auf, ob wir nicht schon bei ihrer Verknüpfung unseren durchschnittlichen Empfindungen frönen, kurz: einer Weltanschauung, die das Gewesene eher verschüttet als erhellt. Und selbst, wenn dem nicht so wäre: wo hätte die Geschichte schon einmal Hegels Wort widerlegt, nach dem ihre Lehre darin besteht, daß sie nichts zu lehren vermag? Auch die Systeme, mit denen von den Tatsachen oft

recht wenig belastete Denker das geschichtliche Panorama überschaubar zu machen suchten, sind einmal widerlegt, zum anderen aber aufs nachhaltigste angefochten. Die Faustregeln jedoch, die man der historischen Entwicklung entnehmen zu können glaubte, erwiesen sich zumeist als Auftakte zu Amokläufen. Denn offensichtlich erfüllt von ihrer tausendfachen Singularität, spottete die Geschichte dem menschlich-allzu menschlichen Meinen, daß sie sich wiederhole, und daß daher ihre einmal gemachte Erfahrung auch künftighin anwendbar sei.

Wer sich die Fülle dieser Gedanken und Erkenntnisse gegenwärtigt, wie sie nicht allein umstürzende Katastrophen dem Denkenden stets von neuem offenbar werden lassen, der möchte in der Tat verzweifeln. Er wird die Frage nach dem Nutzen der Geschichte fortwischen wollen oder sich ihr gar entschlagen, als wäre sie nie zur Auseinandersetzung aufgegeben worden.

Allein wir vermögen nicht, was wir aufs innigste wünschen, wenn wir vor den Trümmern unseres Glaubens oder den hingestreckten Opfern seiner Schlachten verharren. Wie es uns bestimmt ist, im Hier und Jetzt zu leben, so können wir auch nicht das Gesetz der Zeitlichkeit auslöschen, unter dem wir unwiderruflich als historische Wesen existieren. Möglich, daß es uns mitunter gelingt, so zu leben, als ob es keine Geschichte gäbe: sie wird von neuem nach uns greifen! Sie wird uns umstricken und uns bei einer solchen Haltung vermutlich um so mehr mißbrauchen. All das hebt sicher auch jetzt nicht auf, was Luther in seiner unerbittlichen Kennzeichnung des inwendigen Gottesreiches der Liebe hervorkehrte: daß es auf ewig von der äußeren Welt der Gewalt und des Schwertes geschieden sei. Doch bliebe uns eine andere Wahl, als die Geschichtlichkeit unserer Erscheinung und unseres Wesens hinzunehmen?

Wenn wir aber in der Geschichte verbleiben, so soll wenigstens gefragt sein, ob sich nicht in der Dunkelheit, in der wir in ihr zu stehen meinen, ein Licht zeigt. Und da erweist es sich denn, daß das, was als des Menschen Fluch erscheinen kann, zugleich auch seine Größe ausmacht. Da wird offenbar, daß bei aller Verderblichkeit in philosophischer Instanz der Unruhe schaffende Geist zugleich des Menschen wunderbarste Erhebung widerspiegelt. Mag die hinlose Fortschrittlichkeit derer abseits bleiben, die immer und ewig nur behenden Aufstieg postulieren zu können glauben: selbst der Skeptiker kann nicht das Bewegende leugnen, das in den Wahrheit suchenden und Geschichte gewordenen Ordnungen durchbricht. Haben sie uns aber nichts zu sagen? Wurde durch sie nicht vielmehr eine Möglichkeit gelebt, der wir uns nur verschließen dürfen, wenn wir uns freiwillig der geistigen Verkümmern begeben wollen? Und weiter! Nicht nur der ewige Versuch, Wahrheit zu wollen und zu umfassen, möchte uns im Historischen frommen. Geschichte will vor allem, daß uns deutlich werde, w e r wir sind und w a s wir zu tun vorhaben. All das aber ist nicht ohne Erkenntnis schenkende Konfrontation möglich. All das vermag sich uns nur zu erschließen, wenn wir beginnen, Gebärden und Formen zu klären, die historisch geworden sind. Meinen wir diese Notwendigkeit nicht im Umgreifenden unseres seelengeschichtlichen Standorts, so müssen wir sie zum mindesten im Hinblick auf die Wirkungsmächte bejahen, die, aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragend, unserem Jetzt ihr Gepräge vermitteln. Nützt uns hier aber nicht Geschichte, indem sie uns lehrt, was in den Ideen und Staaten, die sich miteinander einzurichten haben, an Bleibendem beschlossen liegt? Erkennen wir nicht erst durch ihre abwägende, Klarheit spendende Schau die Nervenstränge ihrer Wesensarten? Gewiß ist auch hier ein Historismus möglich, der lähmt, indem er jede geforderte Entscheidung als relativ hinstellt oder gar im Unmaße der geschichtlichen Erfahrung gegenüberstellt. Das sah Nietzsche durchaus richtig, als er den unhistorischen Kraftmenschen auf den Schild zu heben versuchte. Das hatte auch Paul Valéry vor Augen, als er von der Geschichte als der Chemie des Geistes sprach. Allein wenn wir auch die Gefahren eines wie immer gearteten Historismus hinnehmen, so bleibt doch selbst hier Ranke auf die Dauer Recht zu geben, dessen Werk den einen Nachweis führt: nämlich daß blinder Wille zerstört und nur klare Einsicht in die Struktur historischer Gegebenheiten aufzubauen vermag. Wir streifen die Sphäre des Politischen, ja, wir meinen sie, und nur unhistorische Phantasielosigkeit wird leugnen können, daß damit die Geschichtswissenschaft eine große Verantwortung für das trägt, das Mensch und Welt heute antreibt. Denn welche Folgen, wenn sie versäumt haben sollte, nach bestem Gewissen geforscht zu haben! Welche Verirrungen, wenn sie aufgehört haben sollte, der selbstlose

Helfer von Nationen und Menschheit zu sein! In der Tat, haben wir die Geschichtlichkeit einmal als Schicksal bejaht, vermögen wir nichts mehr ohne Historie auszurichten. Weder würde uns offenbar, woher wir kamen, noch wüßten wir recht, wohin wir gehen.

Doch da blieb die Frage, ob wir das, woraus Geschichte erwächst, überhaupt zutreffend zu erkennen imstande sind. Gewiß kann niemand vom Gesetz der Skepsis entbinden. Wir wissen, daß der Mensch Geist im Irrtum befangen bleibt; daß die Überlieferung lückenhaft werden kann und ihre Träger dazu neigen, sich in ihr oft unzulässig darzustellen. All das mahnt zur Vorsicht. Allein gäbe es nur den Einwand verabsolutierten Unglaubens, so wäre Geschichte nie als Wissenschaft in Erscheinung getreten. Wie es ihr möglich ist, in methodischem Wirken weitgehend zu erschließen, was da gewesen ist, so kann sie auch der Hinweis auf die Unwiederholbarkeit allen Geschehens nicht zu Fall bringen. Denn im Grunde erweist sich doch, daß trotz der Buntheit epochaler Abfolgen in ihnen der Mensch Haltungen offenbar werden ließ, die durchaus absehbaren Gesetzen folgten. Gesetzen, deren Aussagekraft wir nur mehr vertrauen sollten, um nicht stets unsere Irrtümer der mißverstandenen Geschichte zur Last zu legen. — Auch die Versuche der Systematisierungen bedürfen eines rechtfertigenden Wortes. Fraglos erkennen wir heute die Fehlerquellen, die in der Gleichsetzung eines zutreffenden Grundgedankens mit der Wahrheit schlechthin beruhen. Haben aber umgekehrt derartige Versuche nicht unseren Blick für die verwickelten Strukturen der Geschichte geschärft und es nicht zuletzt dem Historiker ermöglicht, in der Komposition seines Materials weniger als früher zu irren? —

Geschichte ist Ausdruck des Irdischen. Damit bleibt mit und in ihr die Tragik vor allem. Doch wie wir fehlen, so vermögen wir auch zu steigen, indem wir als Menschen gemäß unseres Gesetzes das Eigentliche verwirklichen: das Menschliche, das da das Heillose immer dann mäßigt, wenn es in ringender und tragender Hingabe aufleuchtet. Die Historie jedenfalls bestärkt uns zu ihm als dem Großen und Bleibenden in allem! Darin aber liegt trotz aller Anfechtung nicht nur die Grate, sondern auch der Nutzen der Geschichte.

Bodo Scheurig

(Fortsetzung von Seite 1)

## Mission ohne Auftrag

Dabei ist es wichtig zu wissen, daß sie dies oft gegen den Willen der Politiker, auf alle Fälle aber ohne ihre Unterstützung getan haben. Deutsche Studenten sind nach Polen gefahren und polnische Studenten sind nach Deutschland gekommen. Auf beiden Seiten, in Polen wie in Deutschland, machen sich in diesen Wochen wieder Kräfte stark, die diese Kontakte unterbinden wollen. Würden die Gegner einer deutsch-polnischen Annäherung mit offenen Karten spielen, könnten sie die Bemühungen der Studenten kaum gefährden. Da sie aber heimlich und mit den Mitteln des indirekten Drucks vorgehen, sind sie nicht greifbar.

Noch bedenklicher als diese hinreichend bedauerlichen Strömungen ist die Taubheit, die Verständnislosigkeit jener unserer Mitbürger, von denen man billigerweise erwarten sollte, daß sie das Ihre dazu tun, um die vorurteilslose Bereitschaft der Jugend zur Verständigung mit dem polnischen Volk zu fördern. Sollen wir, Angehörige eines wohlhabenden Volkes, unsere Zusammenkünfte mit den jungen Polen etwa vom polnischen Staat bezahlen lassen?

Dies ist ganz und gar nicht ein Hilfesuch an den Staat, denn die Reisen der Studenten sind keine politische Affäre. Sie wären untaugliche Emissäre, würde man ihnen für die Reisen nach Polen Direktiven mitgeben. Die Revision der Oder-Neiße-Linie ist eine Sache der Politiker und soll dies auch bleiben. Ihre Pläne sind selbst erdacht und selbst gewählt, sind Ausdruck ihres höchst-individuellen Bedürfnisses, als Menschen und von Mensch zu Mensch mit den Polen wieder ins Reine zu kommen. Davon profitieren werden alle, die Studenten und nicht zuletzt der Staat. Die Studenten wollen die Voraussetzungen schaffen, die es der Wirtschaft und der Politik ermöglichen sollen, zum nächsten geeigneten Zeitpunkt mit unserem Nachbar im Osten, in entgifteter Atmosphäre, gemeinsame Gespräche zu beginnen. Es wäre eine Selbsttäuschung, würden sie glauben, diese Kontakte hätten keinen politischen Sinn, jedoch legen sie allergrößten Wert darauf, daß ihre Bestrebungen heute und in Zukunft nicht — besonders nicht von Außenstehenden — mit Politik vermischt werden. Sie werden sich entschieden gegen die Versuche, die Kontakte mit Polen auf kaltem Weg zu verhindern, zur Wehr setzen.

Oscar Strobel

**Foto WAGNER** wenn es auf Qualität ankommt  
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 77 1657



Gegründet: 1909

Jahrzehntelang  
der Universität Frankfurt am Main  
verbunden steht Ihnen immer das

*Haus der Bücher*

**PETER NAACHER**

FRANKFURT AM MAIN

Steinweg 3 (An der Hauptwache)

mit seiner

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)

Telefon 687644, 26641

für Ihre Bücherwünsche zur Verfügung.

Unterrichten Sie sich bitte  
unverbindlich über Ihre Studienliteratur

**VOLKSBANK FRANKFURT AM MAIN**

e. G. m. b. H.

**KREDITBANK · SPARBANK · AUSSENHANDELSBANK**

Hauptstelle: **Börsenstraße 1** — Fernruf Sammelnummer 90671  
Geschäftsstellen: **Süd:** Schweizer Straße 54a — **Nordend:** Friedberger Landstraße 74  
**Eschersheim-Heddernheim:** Am weißen Stein 7  
**Gallus:** Mainzer Landstraße 150 — **Altstadt:** An der Paulskirche 34  
**Bad Homburg:** Luisenstraße 47 — **Oberursel (Ts):** Allee 32

Seit 1862  
spart man  
bei uns

# Briefe an die Redaktion

## Vorsicht mit Kontakten

Bei der Durchsicht des DISKUS (Febr. 57) stieß ich auf einen Artikel, zu welchem ich folgendes scharf entgegenen möchte:

Die Freundschaftsbekundungen zwischen den Studenten der Bundesrepublik und Polens halte ich m. E. von unserer Seite aus für viel zu verfrüht, solange noch in den Ostgebieten deutsche Menschen unwürdig leben müssen, nur einfach deshalb, weil sie deutsch sind und sich dazu bekennen. Ich selbst bin erst spät von dort herausgekommen und habe daher die Lage genau kennengelernt. Ich darf Ihnen sagen, daß von der Studentenschaft Polens nicht das geringste hierfür getan wurde. Im Gegenteil, die Abneigung und eine gewisse große Arroganz gegenüber dem Wort „Deutsch“ war gerade von dieser Seite aus am meisten spürbar. Deshalb finde ich, daß solch einem Freundschaftsangebot nicht die genügende Reife zugrunde liegt und keine Früchte hieraus entstehen können. Wir sind gerade als Studenten besonders dazu verpflichtet, sich um das Los unserer Brüder und Schwestern drüben, die festgehalten und versklavt dort leben müssen, ernstlich ein Gewissen zu machen. Ich finde strengste Zurückhaltung gegenüber Polens Studentenschaft zunächst für das einzig Richtige. Bevor Sie überhaupt enge Kontakte schaffen, wäre es nötig, sich mit den einzelnen Landsmannschaften der Gebiete Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Schlesien in Verbindung zu setzen, die einen ziemlich genauen Überblick über die zur Zeit noch relativ traurige Lage dort haben. Ohne eine genaue Information durch die Landsmannschaften können Sie von sich aus unmöglich ein genaues Bild über die derzeitige Lage dort haben.

Ich bitte, dieses alles ernstlich in Erwägung zu ziehen.

Helene Zacharias

## Absage

Unter der Überschrift „Absage an Moskau“ hat Herr Oscar Strobel versucht, den Beschluß des 3. Seminars der westdeutschen Studentenschaft zu kommentieren, der den westdeutschen Studentenzeitschriften eine Ablehnung der Einladung zu den Moskauer Weltjugendfestspielen empfiehlt.

Nach einer sachlichen Skizzierung des vermutlichen Rahmens der Festspiele weist Herr Strobel auf die Gärung innerhalb der Jugend der Ostblockstaaten hin. Daß er dabei den XX. Parteitag der KPdSU als bedeutsamen Ausgangspunkt dieser Gärung bezeichnet, kann nicht bestritten werden, obwohl diese Strömungen durchaus schon vorher in der Jugend der Ostblockstaaten vorhanden waren. Auf gewagtes Terrain begibt sich der Verfasser mit dem Satz: „Wir wissen aber auch, daß dieses Jungtreffen vermöge seiner eigenen, sich jeder Manipulation entziehenden Gesetze, einen Einfluß auf die liberale Entwicklung in den Oststaaten haben wird.“

Das aber heißt die Veranstalter unterschätzen. Wenn diese Entwicklung so gewiß wäre, könnten die Weltfestspiele mit Leichtigkeit verschoben werden, solange es den Organisatoren gefällt. Der Zweck der Festspiele ist jedoch ein ganz anderer: Die Unzahl der Aufmärsche, Ansprachen, Fahnen, Sprechchöre und all der andere ungeheure Rummel soll eine suggestive Wirkung auf die Jugenddelegationen auswirken, durch die jede Gegenströmung unschädlich gemacht werden soll. Massenpsychose, jugendlicher Enthusiasmus und ähnliche Imponderabilien sind geschickt mit in die Weltfestspiele einbezogen. Das Ganze soll die unverbrüchliche Einheit des „Weltfriedenslagers“ für Augen und Ohren deutlich demonstrieren, wozu die „Friedensdelegationen“ der nichtkommunistischen Staaten die nötige Würze zu liefern haben. „Die Jugend der ganzen Welt steht auf unserer Seite, es gilt nur noch, sie von ihren imperialistischen Regierungen zu befreien.“ So und ähnlich rufen die kommunistischen Herolde, gewaltige Militärdemonstrationen unterstreichen die „Bereitschaft zur Verteidigung des Friedens“.

Insgesamt erscheint es mehr als zweifelhaft, ob gerade von diesen Weltfestspielen „liberale Entwicklungen“ ausgehen werden. Daß es Herr Strobel genau „wissen“ will, beweist noch gar nichts. Jedoch darüber kann man natürlich geteilter Meinung sein. Grotesk wird der Artikel erst, wo der Verfasser seinen Bannstrahl gegen die Vertreter der westdeutschen Studentenschaft abschleudert, welche sich für die oben genannte Empfehlung ausgesprochen haben. Der Bannstrahl dürfte in seiner Wirkung jedoch ein Bumerang sein, denn was da in anmaßender Überheblichkeit für Wertungen ausgesprochen werden, rückt zumindest die Toleranz Herrn Strobels in ein ungünstiges Licht.

Da wird von „Angst“ gesprochen, vom „stillen Eingeständnis mangelnder eigener Fähigkeit, mit Marxisten erfolgreich zu diskutieren“. Endlich heißt es, die Mehrheit der westdeutschen Studentenschaft habe sich „freiwillig des Anspruchs begeben, zur Elite in der geistigen Auseinandersetzung der Gegenwart zu gehören“. Einmal: Ist Elite nur, wer zu den Weltfestspielen nach Moskau fährt? Zum anderen: Wer maßt sich an, „Elite“ zu sein?

Doch der polemische Gipfel wird erst mit folgendem Satz erklimmt: „Sie (die Mehrheit der westdeutschen Studentenschaft) hat sich aus provinzieller Engstirnigkeit praktisch selbst zur politischen Null erklärt.“

Man muß diesen Satz mehrmals lesen, ehe man glaubt, daß jemand so etwas schreiben kann. Da es aber auch gedruckt worden ist, gilt es, den tatsächlichen Sachverhalt zu schildern.

Als das Thema Weltjugendfestspiele auf die Tagesordnung des 3. Presse-Seminars gesetzt werden sollte, stellte ich den Antrag auf Absetzung von der Tagesordnung. Verschiedene Teilnehmer waren jedoch der Ansicht, wir sollten darüber diskutieren. Darauf stellte Herr Alexander Böhm, Mitherausgeber des DISKUS, den Antrag, eine Ablehnung der Einladung zu empfehlen. Diesem Antrag schloß ich mich unter Zurückziehung meines Antrags auf Absetzung von der Tagesordnung an. Im Verlauf der längeren Diskussion bei der Herr Strobel keine nennenswerten Argumente im Gedächtnis haften geblieben sind, kam es zu etwa folgender, sachlicher Feststellung: Vielleicht würde es mög-

lich sein, in Moskau persönliche Kontakte zu schaffen, vielleicht sogar wertvolle Freundschaften zu schließen. Dagegen würde die Tatsache, daß westdeutsche Studenten die Einladung angenommen hätten, von den Veranstaltern sicher dahingehend ausgelegt worden sein, wir hätten ihnen Ungarn und ungezählte andere Verbrechen verziehen. Kein Teilnehmer könnte sich dem entziehen, vor das Propagandapferd des Ostens gespannt zu werden.

Zwischen diesen positiven und negativen Argumenten galt es abzuwägen, eine Entscheidung zu treffen, die jeder nach seinem Gewissen zu finden hatte. Die Mehrzahl der Vertreter der westdeutschen Studentenschaft entschied sich, im Gegensatz zur Auffassung des Herrn Strobel, das Negative schwerwiegender zu halten als das Positive einer Reise zu den Weltfestspielen. Deshalb wurde die Empfehlung angenommen, die Einladung nach Moskau abzulehnen.

Herr Strobel leistet seiner Ansicht, die keiner der damals Anwesenden als absolut falsch darzustellen sich anmaßte, einen sehr schlechten Dienst, wenn er sie lediglich durch Diffamierung der Andersdenkenden zu stützen sucht. Wir denken gar nicht daran, stillschweigend unsere mangelnde Fähigkeit einzugestehen, erfolgreich mit Kommunisten zu diskutieren! Im Gegenteil! Ich selbst habe von 1945—47 in Dresden, von 1947—54 in sowjetischen Konzentrationslagern und seit 1954 in der Bundesrepublik ungezählte Diskussionen mit allen Arten von Kommunisten geführt und kann deshalb über eine solche Mutmaßung nur lächeln. Leider aber ist es nicht lächerlich, sondern zeigt mit aller Deutlichkeit, wie wenig viele von uns fähig sind, den Andersdenkenden zu achten. Kurzum, wie bitter not es täte, eines immer neu zu üben: Toleranz.

Gerd Joachim Sieger,  
politischer Redakteur des „prisma“, Göttingen.

Eigentlich haben wir uns in der Beurteilung nicht so viel vorzuwerfen, wie es auf den ersten Blick vielleicht zu scheinen vermag. Sie geben mir nämlich in erstaunlich vielen Punkten Recht. Zum Beispiel in der Bewertung der wahrscheinlichen Anstrengung der kommunistischen Jugendführung, den Teilnehmern an den Weltjugendfestspielen ein Maximum an Eindrücken, und zwar für sie günstigen, vom Leben im „Paradies der Werktätigen“ zu vermitteln. Es bedarf jedoch keineswegs einer so ausführlichen Aufzählung aller möglichen „Friedenskundgebungen“, Massendemonstrationen etc. etc., wie Sie es in Ihrem Brief getan haben. Müssen wir uns aber unbedingt davor fürchten? Haben wir Studenten etwa nicht die Kraft, der Massenhysterie zu widerstehen? Sie glauben das offensichtlich nicht. Ich glaube es. Hier scheiden sich unsere Ansichten. Vielleicht haben Sie ein Recht zu Ihrer pessimistischen Meinung, gewitzigt durch die persönlichen Erfahrungen, die Sie in Ihrem Schreiben zitiert haben. Doch gerade dieser Hinweis, zu dem Sie das volle subjektive Recht haben, ist unzureichend für die sachliche Begründung Ihrer Ausführungen.

Aber lassen Sie mich auch etwas zu meinem Optimismus sagen. Die Warschauer Festspiele gaben den Auftakt für die ideologische Emanzipationsbewegung in Polen. Das ist ein Faktum, hinreichend belegt durch Aussagen polnischer Besucher in der Bundesrepublik. Gewiß gibt es in der Geschichte keine Publizität der Fälle. Daß sich in Moskau das Warschauer Beispiel wiederhole, wage ich nicht zu behaupten, und ich habe es bewußt in meinem Artikel, den Sie kritisiert haben, auch nicht behauptet. Aber die prekäre ideologische Situation des Ostens hat sich in den letzten zwei Jahren, trotz der blutigen Niederwerfung des ungarischen Aufstandes, oder gerade deswegen, nicht zum Vorteil der dortigen Machthaber gewandelt. Die Krise ist geblieben, geblieben ist somit auch die Chance für neue Entwicklungen, die Sie aber, wenn ich Sie recht verstehe, nicht wahr haben wollen. Ihre Selbstbescheidung, Ihre Zurückhaltung, die Sie schon während des Presse-Seminars als der Weisheit letzten Schluß angeboten haben, hat keinen positiven politischen Wert. Sie ist gerade das, was die Ideologen des Ostens von uns erhoffen.

Wie der Frankfurter Beschluß zustande gekommen ist, ist uninteressant. Politisch relevant sind aber seine Auswirkungen. Und diese sind, das erlaube ich mir noch einmal festzustellen, ausschließlich negativ. Die Mehrzahl der westdeutschen Studentenredakteure, die Provinz gab dabei den Ausschlag, und Sie waren ihr Wortführer, beschloß, abzuwarten, still-zuhalten und die Initiative den anderen zu überlassen. Kann es noch etwas schlimmeres geben?

Oscar Strobel

## Bodo Scheurigs „Urgedanken“

Im Artikel „Ideen — Ideale — Ideologien“ von Bodo Scheurig (Mai-DISKUS 57/Seite 4) scheinen sich mir weniger aus der durch die Zeitung bedingten Kürze als aus dem Verständnis des Verfassers überhaupt Schwierigkeiten zu ergeben. Er geht aus von den historischen Daten und den die Geschichte tragenden Kräften, den Ideen, Idealen und Ideologien. Ist diese Trennung schon nicht selbstverständlich, weil die tragenden Kräfte der Geschichte ja nichts Außerliches sind, werde ich im folgenden im Unklaren gelassen, in welchem Sinn der Verfasser zum Beispiel den Begriff der „Idee“ gebraucht. Auf eine gute Abgrenzung aber käme hier alles an! Soll ich ihm erkenntnistheoretisch im Sinne Platons oder des Universalienstreites verstehen, wonach die „universalia ante rem“ sind? Dies würde den Urbildern entsprechen, von denen der Verfasser ausgeht. Oder im Sinne Kants als Postulat der praktischen Vernunft wie die Idee der Freiheit? Tatsächlich gebraucht sie der Verfasser mehr im Sinn von historisch drängendem Leitmotiv. Indem er aber das Bedürfnis des Menschen (beinahe marxistisch) zur Bedingung der Idee macht, „sich in der Hinwendung an Ideen verschwenden zu wollen“, verfehlt er Kant, nach dem die Idee der Freiheit ohne alle empirischen Bedingtheiten, also erst recht ohne menschliche Bedürfnisse autonom nur durch sich selbst gilt. So stehe ich wieder am Anfang des Artikels, wo es heißt: „Doch wie diese Deutungen (des historischen Prozesses! d. Verf.) meist unbefriedigend lassen, so können wir auch Ideen, Ideale und Ideologien allenfalls zu definieren und in ihrer Wirksamkeit abzuschätzen versuchen. In diesem Sinne bleiben Ideen zunächst Urgedanken, Urbilder, mitunter stellen sie auch reine Vernunftbegriffe dar.“ Wahrlich ur-hafte Gedanken!

Völlig einig bin ich mit dem Verfasser, wenn er schreibt, daß es abwegig ist, einer Ideologie mit einer anderen Ideologie begegnen zu wollen. Ob zu Recht oder nicht rechnet Bodo

Photodruck  
preisgünstig für alle  
Drucksachen.  
Dissertationsdruck.

Sie Photocopy  
Gesellschaft  
WESTENDS TR. 47, Tel. 778441

## Einst und jetzt

### Aus alten Marburger Studentengesetzen

Um sowohl die Studierenden und deren Eltern als unsere Bürgerschaft gegen die Folgen der Verschwendung, den überlegten Aufwand und das dadurch veranlaßte Schuldenmachen sicher zu stellen, setzen und ordnen Wir, daß alle zur Verschwendung und zur Pracht dienenden Sachen als Wein, Punsch, Bischof, Limonade, Liqueurs, Branntwein, Chocolate, Gebäckenes, Confituren, Tractamente, Mahlzeiten, Billard- und Spielschulden, Pferde-Wagen- und Schlitten-Miete, alles, was zum Ball, Abend- und Nachtmusik gehört, ferner alle seidne Waaren, von welcher Art sie auch sein mögen, Tressen und Stickereien, Uhren, Dosen, Ringe, Etuis, Schnallen, Degen, kostbare Stockknöpfe, auch alle zur Pracht gereichende Meubles und Geräte, in gleichen baare von den Eltern oder Vormündern nicht verwilligte Geldvorschüsse den Studenten durchaus nicht mehr creditiert werden sollen, und diejenigen, welche gegen dieses Verbot angehen, mit ihren Forderungen bei der Universität nicht gehört, sondern so-gleich a limine iudicii abgewiesen werden.

Der Mittags- und Abendstisch kann, jedoch ohne Wein, den Inländern nur drei Monate, den Ausländern nur auf sechs Monate creditiert werden. Für Stubenmiete und Bücher, welche letztere jedoch die Summe von vier und zwanzig Talern Frankfurter Währung nicht überschreiten dürfen, in-gleichen die Arzneimittel und Heilungskosten wird der Credit auf sechs Monate gestattet.

Für Forderungen, welche Perückenmacher, Aufwärter, Aufwärtinnen, Wäscherinnen, Barbierer und Stiefelwischer, Kauf- und Handelsleute, für ordinaire Kleider zur Notdurft haben, wird der Credit nur auf drei Monate verstatet.

Ein Versatz von Studenten soll nicht länger als auf drei Monate angenommen werden. Es darf aber nicht mehr als die landesübliche Zinse davon angenommen werden bei Vermeidung einer Strafe von 20 Reichstalern, welche halb dem Fiskus, und halb dem Denunzianten verbleibt.

Scheurig mit dem Grundbedürfnis der Menschen, stets einem Werthimmel, also Ideologien zuzustreben. So ist seine Schlußfolgerung möglich, daß wir dem nur begegnen können, „wenn wir uns stets von neuem die geistige Unmöglichkeit jedes ideologischen Klischees vor Augen halten“. Als Alternative empfiehlt er, „dagegen Ideen zu setzen versuchen, denen wir überzeugt dienen können und welche die Wahrheit — die stets erstrebt, jedoch nie erreichbare — nicht vergewaltigen“. Hier ist einzuwenden, daß der Verfasser auch nicht den Begriff des Wertes von der Idee trennt. Der Unterschied zur Ideologie ist nur: „Betonen Ideen vor allem Werte, die vor und auch neben anderen gelebt werden sollen, so sind Ideologien herrischer.“ Werden Ideen gelebt, sind auch Ideale gegeben, die sich nach Bodo Scheurig auch als bedeutungsvolle Urbilder definieren lassen. Von den Ideologien heißt es, daß damit zunächst die Charakteristika wiederkehren, die dem inneren Antrieb von Ideen zugrunde lagen. Ideologien würden sich nur eines Urgedankens, einer Idee — zum Beispiel der des Klassenkampfes — bemächtigen, um sie zur Wahrheit schlechthin hinaufzusteigern. Damit müssen sie notwendig gegenüber dem blind sein, was sie vergewaltigen. Zitat: „Mehr noch wüten sie gegen die ‚Andersgläubigen‘, gegen jene, die schon deshalb als ‚Ketzer‘ verdammt und ausgetilgt werden müssen, weil sie es wagten, dem ‚wissenschaftlichen‘ Prinzip zu widersagen.“

Zum Schluß will ich nur fragen, ob das, was hier für Ideologie festgestellt worden ist, nicht auch mit gleichem Recht für Ideale und Ideen gelten kann? Bemerkenswert ist, daß hier „Ideologie“ beinahe im theologischen Zusammenhang gebraucht wird, die gegen „andersgläubige Ketzer“ wütet. In jedem Falle scheint mir darum, wenn starr an einem Wert festgehalten wird — welcher Art er auch sei: Macht, Freiheit, Keuschheit, Demut —, die Gefahr der Lüge gegeben zu sein, die der Verfasser nur für die Ideologie reserviert hat, der er Ideen entgegengesetzt. Ich bin dagegen der Ansicht, daß es gilt, solche Zustände zu schaffen, in denen die Notwendigkeit von Ideologien entfällt. Dann stellen sich die Ideen — falls überhaupt noch notwendig — schon von selbst ein. Sie blank gegen die schlechte Realität zu setzen, bleibt ein ohnmächtiges Unterfangen.

Karl-Erich Bethke

## Für Ausbildung und Beruf

Modell SF  
mit Reißverschlus tasche

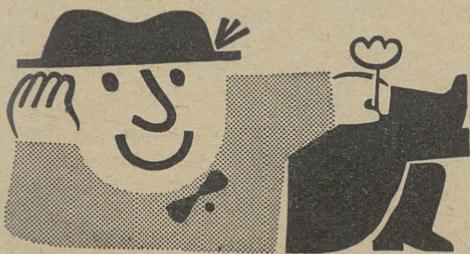


Klein- und Reiseschreibmaschinen, formschön, stabil und leicht transportabel, modern ausgestattet und zuverlässig

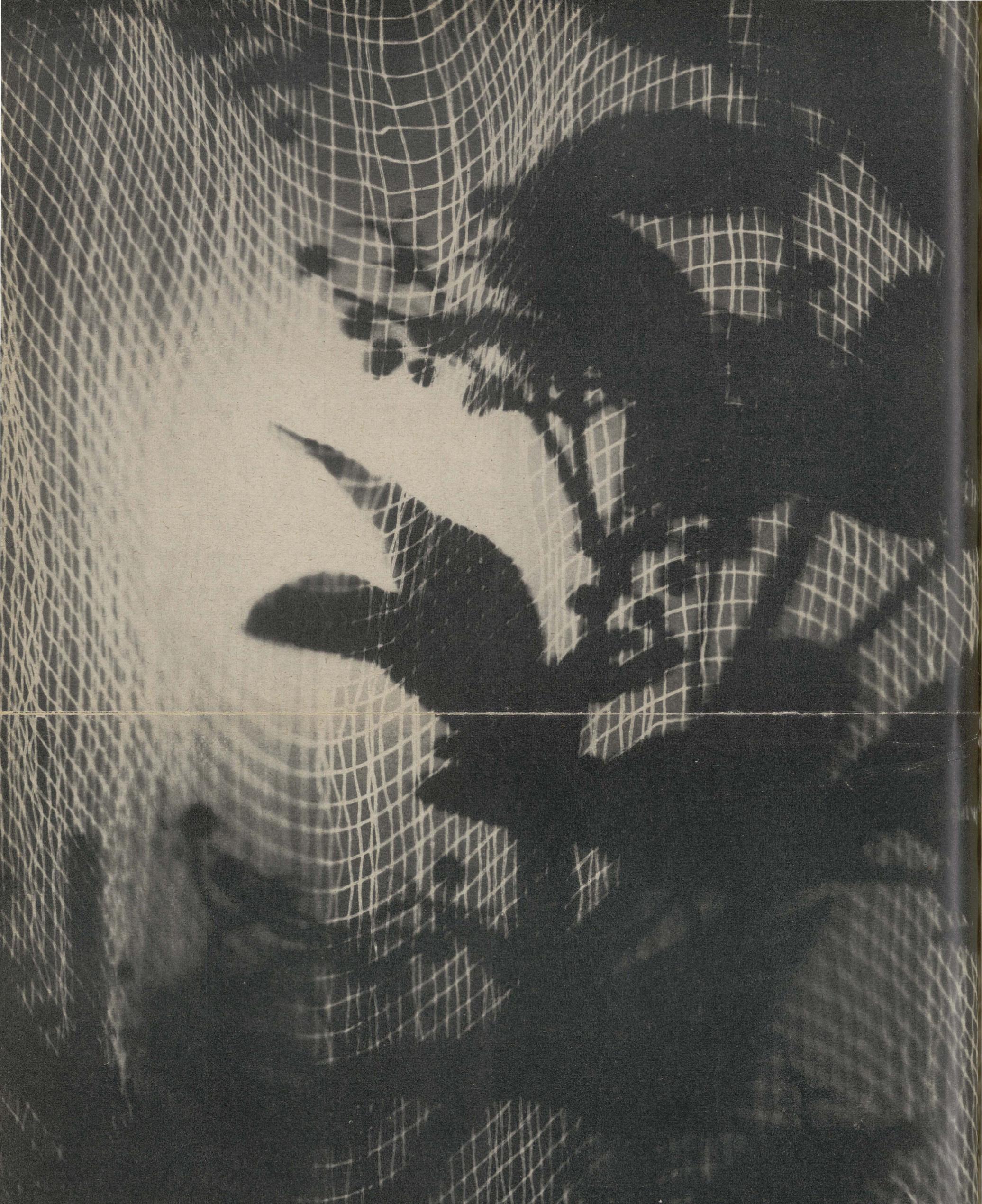
Olympia

Für  
besseres  
Schreiben

OLYMPIA WERKE AG · WILHELMSHAVEN  
Prospekte und Vorführung unverbindlich durch den Fachhandel



Mit der Kraftpost in den Urlaub



Oh! moon of Alabama  
We now must say good-bye  
We've lost our good old mamma  
And must have dollars  
Oh! you know why